Menschliche Tragikomödie.

Vierter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Vierter Band.

Geschichte mag sich reihen an Geschichte,
Doch alle werden diese Lehre lehren:
Das Größte wie das Kleinste wird zunichte.
Platen.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.



Cromwell.

Im Anfang war die That.
Fausts Monolog.

Nicht Regel ist es, sondern Ausnahme, seltene, seltenste, daß die Offenbarung des Göttlichen in der Menschheit auf den sogenannten „Höhen“ der Gesellschaft vor sich geht. Wirkliche Helden, Helfer und Heilande unseres Geschlechtes werden nur aus dem Volke geboren. In einem Viehstall läßt die Mythologie des Christenthums ihren Gott zur Welt kommen. Noth heißt die Amme, Arbeit die Lehrerin der wahrhaft großen und guten Menschen. Solche unter ihnen, welchen es gegönnt ist, in von der Sorge um's tägliche Brot unbedrängten Vaterhäusern eine sorglose Kindheit zu verleben, müssen schon zu den vom Glücke besonders Begünstigten gezählt werden. So der Wolfgang Göthe, welchen aber das genossene Jugendglück der deutsche Jammer grausam büßen ließ, indem dieser den größten Genius seines Landes mit der Lächerlichkeit einer deutsch-liliputischen Ministerschaft behängte und den Schöpfer des Faust, den Vater der Iphigenia und Dorothea vor deutsch-bettelhaften Fürstlichkeiten im unterthänigst-ersterbenden Kurialstil geheimräthlich kratzfußen machte. Auch eine Erscheinungsform des weltberühmten deutschen „Idealismus“!

Scheherezade Poesie, rastlos sinnend, das alte Kind, den brummigen Sultan Publikum bei guter Laune zu erhalten, hat es zu einem Lieblingskapitel ihres Fabulirens

gemacht, Zeugung, Geburt und Kindheit der Halb- und Ganzgötter mit mehr oder weniger sinnreichen oder auch blödsinnigen Mirakeln auszustaffiren. Das gibt dann der gewissenhaften Arbeiterin Geschichte, welche sich die riesige und undankbare Aufgabe stellte, den Welt-Augiasstall des Köhlerglaubens mit dem eisernen Kehrbesen der Wahrheit reinzufegen, vollauf zu thun. Die Gute müht sich ab — zumeist vergeblich, versteht sich — der lügenhungrigen und mythendurstigen Menge zu zeigen, daß die Gestalten der wirklichen und wahrhaften Helden, Helfer und Heilande durch Legendenarabesken und Pfaffenschnörkel nicht vergrößert und verschönert, sondern nur verkleinert, verunziert und verzerrt werden. Sie sagt: — Du schleuderst auf einem Waldgange die reif vom Baume gefallene Eichel als ein unscheinbar Ding mit deiner Fußspitze achtlos aus dem Wege. Komm' nach etlichen Jahrhunderten wieder und du wirst das unscheinbare Ding wiederfinden, in Gestalt einer Rieseneiche . . . Nein, nicht unter Trompeten- und Paukenschall, nicht unter dem Gedröhne von 101 Kanonenschuß, nicht unter dem Hallelujahen von Engeln und andern Fabelthieren, sondern still und schlicht, in scheinloser Form, ärmlich sogar oft und unschön tritt das Gute, das Große, das Menschen- und Völkergeschicke bestimmende Gewaltige in die Welt.

An einem Montag war es, am 9. November von 1640, sechs Tage nach der Eröffnung des „Langen" Parlaments, als ein junger Gentleman, Sir Philipp Warwick, Mitglied für Radnor, zu Westminster in den Sitzungssal der Gemeinen trat und einen Mann erblickte, welcher sich so eben zum sprechen erhoben hatte und der ihm gänzlich unbekannt war. Sir Philipp, „a courtly young gentleman", wie er sich selber nennt, ist von der Erscheinung des unbekannten Redners wenig erbaut gewesen und als der Modeherr, welcher er war, hätte er nach kurzem verwundertem Anstarren der grobschlächtigen Gestalt den Augenkneifer achselzuckend fallen lassen, so Augenkneifer damals schon erfunden gewesen wären.

„Zum Henker, wie ordinär ist der Mensch angezogen (very ordinarily apparelled)!“ denkt und schreibt unser Dandy. „Sicherlich hat dieses Ding von einem Rock ein Dorfschneider zusammengeplätzt. Grobe Leibwäsche, hm, und nicht eben sehr sauber (not very clean)! Und das soll eine Halskrause vorstellen? Nicht einmal ein Hutband um den Hut! Die Gestalt nicht übel proportionirt, aber wer wird sein Schwert so fest auf der Hüfte sitzend tragen! (His sword stuck close to his side.) Das Gesicht gedunsen und geröthet, die Augen funkelnd, und woher nimmt so ein Mensch diesen gebieterisch-gestrengen Blick? Die Stimme schneidend und unangenehm, der Vortrag voll Heftigkeit (full of fervour)[1]). Summa: Ein handfester bäuerischer Kerl! . . . Wie heißt der Mann, Sir Soundso?“ — „Oliver Cromwell, Sir.“ — „Cromwell? Habe den Namen nie gehört. Woher?“ — „Aus Huntingdon, dermalen wohnhaft in Ely.“ — „Mitglied für?“ — „Cambridge.“ — „Was? die Universitätsstadt am Cam schickt einen Bauer ins Unterhaus?“ — „Was wollt Ihr? Master Cromwell ist ein Vetter von Master Hampden, der ihn den Wählern von Cambridge empfahl.“ — „Ah so!“ — sagt Sir Philipp spottlächelnd, seinen sprossenden Henry-Quatre mit der Linken streichelnd und die zärtlich gepflegte lange Buhllocke („lovelock“), welche ihm hinter dem rechten Ohr auf den breiten Spitzenkragen herabfällt, zierlich um den Zeigefinger der Rechten wickelnd.

„Ein Vetter von Master Hampden.“ Dies vorerst der einzige Nachhall des Namens Oliver Cromwell. Aber die unscheinbare Eichel wird zu einem Eichenkoloß werden, der mit seinen Zweigen rauscht, daß der Widerhall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Weltgeschichte hinabdröhnt.

Lasst uns sehen, wie die Eiche wächst, und lasst uns hören, wie sie rauscht. Es ist augenerfrischend und herzstärkend, in unseren Tagen der Schwatzweiber in Hosen einen Thatmann zu betrachten, welcher dem Pfaffenthum

---

1) Sir Philip Warwick, Memoirs (London 1701), p. 274.

den Fuß stramm auf den Nacken setzt, das Junkerthum an der übermüthig-herausfordernden „Bullocke" packt und zu Boden schmettert, dem meineidigen Königthum angesichts des Himmels und der Erde den Kopf abschlägt, die Schwätzer und Klätscher mit Fußtritten davonjagt und sein Land zur gebietenden Vormacht Europa's erhebt [1]).

1.

Hätte Schiller die Laufbahn der Maria Stuart genauer gekannt, der Dichter des sittlichen Idealismus würde sicherlich Anstand genommen haben, durch tragische Glorificirung dieser Dame die Majestät der Geschichte zu beleidigen. Die königliche Sünderin unterlag in dem langen Kampfe mit ihrer Todfeindin Elisabeth, deren vielgepriesene „Jungfräulichkeit" auch nur eine Fabel. Aber mochte die tyrannische Tochter Heinrichs des Achten auch keineswegs das Recht haben, Maria zu tödten, soviel ist gewiß, daß, als die Buhlin Bothwells am 8. Februar von 1587 in der Burghalle von Fotheringay ihr Haupt auf den Richtblock legte, ein Sühnakt für schwere Verschuldung geschah. Der Schicksalszwang übrigens ließ auch die „jungfräuliche" Königin Beß nicht leer ausgehen, indem er sie mit jener Ironie, womit er sein herbes: „Du mußt!" den Menschen so häufig einpfeffert, nöthigte, den Sohn der von ihr getödteten Maria zu ihrem Nachfolger zu bestellen.

Dieser Jakob Stuart, als König von Großbritannien

---

1) Es sei aber gestattet, daran zu erinnern, daß das aufzustellende Charakterbild Cromwells eben nur als eine „Studie" sich gibt, sowie an das dante'sche Wort:

„Ma chi pensasse il ponderoso tema
E l'omero mortal, che se na carca,
Nel biasmerebbe, se sott' esso trema."

und Irland genannt der Erste, kam im April von 1603 aus seinem bettelhaften Königreiche Schottland nach England herüber und zeigte den erstaunten Engländern leibhaftig, wie eine Fratze von Monarchen aussähe. Mit höchster Bestimmtheit ist zu vermuthen, daß, als William der Große in demselben Jahre 1603 die letzte Hand an seinen Hamlet legte, Jakob der Erste, diese Karikatur auf das Königthum, dieser gelehrte Simpel von Sodomiter, mit ekelhaftem Geifermund stammelnd und stotternd, auf dünnen Beinen kläglich watschelnd, furchtsam wie ein Kaninchen, feig wie ein Mops, grausam wie ein Pfaffe, — dem großen Dichter die hamlet'schen Ausrufe: „A vice of king!“ und „A king of shreds and patches!“ eingegeben habe[1]).

Damals stand am nördlichen Ende von Huntingdon inmitten eines stattlichen Obstgartens ein behäbiges Haus, aus dessen Fenstern man den wohlangebauten, am Ufer des Flüßchens Ouse sich hindehnenden Grundbesitz überblickte, welcher dazu gehörte. In diesem Hause wurde dem Besitzer, Robert Cromwell, von seiner Frau, Elisabeth Stuart, am 25. April von 1599 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt und eines Tages heißen wird „Lord Protector of the Commonwealth of England“. Wunderlich genug stammte, falls den Heraldikern zu trauen ist, der glorreiche Feind des Stuartismus mütterlicherseits aus einer Seitenlinie des schottischen Königshauses. Die väterliche Familie dagegen ist altsächsischen Stammes gewesen. Der berühmte Minister Heinrichs des Achten, Cromwell, gesegnet und verflucht als „Zermalmer der Mönche (malleus monachorum)“, hatte dem Familiennamen geschichtlich Glanz verliehen. Sein Neffe, Sir Richard Cromwell, hatte einen Sohn, Sir Heinrich, welcher seines Reichthums und seiner Prachtliebe wegen der „goldene Ritter“ (the golden knight) zubenams't war. Der älteste Sohn des goldenen

---

1) Mit welchem gramschweren Blicke Shakspeare später auf die elende Mißregierung Jakobs hinsah, bezeugt eindringlich sein 66. Sonett („Tir'd with all these“ u. s. w.).

Ritters, Sir Oliver, haus'te auf seinem schönen, eine Viertelstunde von Huntingdon entfernten, am linken Ufer des Ouse gelegenen Herrensitze Hinchinbrook. Der jüngste Bruder Sir Olivers, Robert Cromwell, besaß, wie schon gesagt, zu Huntingdon Haus und Grundbesitz, welcher letztere dem „Squire" einen Jahresertrag von 300 Pfund abwarf, ein ganz behagliches Auskommen also, weil mit 300 Pfund jährlich ein englischer Landgentleman zu jener Zeit sorgloser und anständiger leben konnte als es in unseren Tagen einer mit 1200 zu thun vermag.

Am 27. April von 1603 waren die sonst so stillen Ufer des langsam fließenden Ouse ganz ungewöhnlich belebt und war das Herrenhaus von Hinchinbrook voll Regung und Bewegung. Dem Sir Oliver, welcher Prunk und Pracht ebenso liebte wie sein Vater, war großes und größtes Heil widerfahren. König Jakob der Erste hatte, von Belvoir-Castle gen London fahrend, das Haus des Ritters der Einkehr gewürdigt und verbrachte mit zahlreichem Gefolge zwei Tage und zwei Nächte unter dem gastlichen Dache. Daß der kleine Oliver bei dieser Gelegenheit über die Wiesen von Huntingdon herüberkam, um sich die höfische Herrlichkeit im Hause seines Oheims anzusehen, ist gewiß. Schade nur, daß wir nicht wissen, welchen Eindruck der Vierjährige empfangen, als er mit weit aufgerissenen Augen die „geflickte Lumpenmajestät" angaffte. Das alte Waschweib Fabulirsucht, welches ja stets auf den Fußtapfen großer Männer einherhinkt, will wissen, der kleine Oliver sei an jenem 27. oder 28. Apriltag zu Hinchinbrook in eine knäbische Balgerei gerathen mit dem kleinen Karl Stuart, Herzog von York, welcher seinem Vater Jakob im Jahre 1600 geboren worden und im Jahre 1612 in Folge des Todes seines älteren Bruders Heinrich Prinz von Wales, sodann 13 Jahre später König von England wurde. Vorbildlicher Weise habe damals zu Hinchinbrook der kleine Oliver den kleinen Prinzen ebenso entschieden als respektswidrig niedergeboxt und untergekriegt, wie später der große Oliver den nichtgroßen König. Meisterin Historia lächelt vornehm-kritisch

und sagt: Dummer Schwatz ex post! Dasselbe wird sie wohl auch von einem zweiten mythologischen Schnörkel sagen, welchen man der Jugendgeschichte unseres Helden angeklebt hat. Nämlich, Knabe Oliver sei Anwandelungen krankhafter Schwermuth unterworfen gewesen und in einer Stunde solchen Angefasstseins habe er am Ufer des Ouse eine Riesengestalt erblickt, welche ihm weissagte, daß er bestimmt wäre, der mächtigste Mann in England zu werden. Die Zeitgenossen des Protektors, darunter selbst Männer von unzweifelhafter Urtheilskraft, haben fest an diese Legende geglaubt und im übrigen ist es ja gar nicht unmöglich, daß die Ahnung seiner künftigen Größe dem jungen Oliver in der Erscheinungsform einer optischen Täuschung sich vergegenständlichte. War doch ein starker Zug religiöser An- und Aufspannung in sein Jugendleben eingegangen, da sein elterlich Haus eine Stätte jener strengprotestantisch-gläubigen Anschauung und Richtung gewesen ist, die sich gerade zu jener Zeit immer bestimmter zum religiös-politischen Puritanismus entwickelte, der dann im Independentismus seine stahlscharfe Spitze fand.

An demselben Tage, am 23. April von 1616, wo der größte Literaturmann seines Landes, Shakspeare, zu Stratford starb, wurde der größte Geschichtemann Englands zu Cambridge im Kollegium Sidney-Sussex als Student inskribirt: — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum sociorum, Aprilis vicesimo tertio.“ Olivers akademische Laufbahn war aber nur eine kurze und er hatte nicht das Zeug zu einem Gelehrten. Daß übrigens, von Fachgelehrsamkeit abgesehen, später seine Bildung mit der seiner gebildetsten Zeitgenossen auf gleicher Höhe stand, untersteht keinem Zweifel. Er sprach und schrieb, wenn er wollte, ein sehr verständliches Englisch, der energische Ausdruck des in ihm arbeitenden energischen Gedankens; er fand Schlagworte voll Blitzfeuer und Donnermacht; er vermochte zur Noth mit einem fremden Gesandten über Staatssachen auch lateinisch zu verhandeln; er hatte mit Nutzen und Genuß das Buch der Geschichte gelesen und

später empfahl er seinem leichtfertigen Sohne Richard zu wiederholtenmalen geschichtliche Studien als ein Mittel sittlicher Läuterung und edler Herzerfrischung. „Recreate yourself with Sir Walter Raleigh's History!“ schrieb er im April von 1650 aus dem Feldlager von Carrick in Irland an Richard und ein andermal führt er brieflich aus, das Studium der Geschichte sei schon deßhalb zu empfehlen, weil „es uns geschickt macht, dem Volke zu dienen, und dazu ist ja der Mensch geboren.“

Cromwell hat überhaupt, sei das gleich hier gesagt, den hohen Werth der Geisteskultur niemals unterschätzt, sondern immer sehr hoch angeschlagen. Seine Frömmigkeit — und er war ein frommer Mann im Hochsinn des Wortes — ist nicht der gewöhnlichen Quelle entflossen. („Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit.“) Aus dem Granitfels seiner religiösen Ueberzeugung, die ihrerseits ein Produkt heftigen und schmerzlichen geistigen Ringens gewesen ist, sprang sie klar und mächtig hervor, die Besudelung durch das Schwarzwasser bornirten Fanatismus zurückweisend. Denn, fürwahr, soweit ein Puritaner über den Puritanismus sich erheben konnte, hat es der Lord-Protektor gethan, indem er als einer der tolerantesten Menschen seines Zeitalters handelte, wobei daran erinnert werden mag, daß der edle Grundsatz allgemeiner und unbedingter Duldsamkeit in religiösen Dingen eine ruhmreiche Errungenschaft erst des 18. Jahrhunderts gewesen und noch heute, im letzten Drittel des neunzehnten, von allen Bonzen in Meßgewändern und Predigerkutten, von allen Despoten und Dunklern verworfen und verfolgt ist, ja, von diesem Menschenspülicht voraussichtlich noch im 20. und 30. Jahrhundert verworfen und verfolgt sein wird. Denn das Dumme ist und bleibt das Frumme und das Niederträchtige, das Ewig-Mächtige [1]).

1) „Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man auch sage.“ Göthe.

Durch Olivers eiserne Gestalt läuft eine Ader von Güte und Milde, deren Quillen und Pulsiren man insbesondere in seiner Privatkorrespondenz deutlich verfolgen kann. Der adleräugige Feldherr, der heldische Krieger, der unbeugsame Staatsmann ist all sein Lebenlang die schlichtbürgerliche Natur geblieben, die er von Anfang an gewesen. Nur Schwachköpfe oder mit Absicht alberne Verleumder haben den Mann einen Heuchler nennen können, an welchem so ganz und gar nichts gemacht und gekünstelt war. Wie er eines Tages in einem vertraulichen Briefe äußerte: „Ich liebe eine Ausdrucksweise, welche schlicht aus dem Herzen kommt und nichts Gezwungenes und Affektirtes hat — (I like expressions when they come plainly from the heart, and are not strained nor affected)[1]" — so ist er selber gewesen.

Aber, wohlverstanden, er war bei alledem ein Puritaner des 17. Jahrhunderts und er war das Haupt des Puritanismus. Herrschende Häupter von Parteien müssen aber, um das zu sein und zu bleiben, sehr häufig die gehorsamen Diener derselben machen. Und nicht nur das! Die Strenge historischer Charakteristik gebietet, daß offen gesagt werde: Allerdings läßt sich das Wort: „Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit —" auch auf Cromwell beziehen. Denn sein Glaube war jener puritanische, welcher durch die vieljährigen und grausamen Verfolgungen, die er vonseiten des Throns und Altars, vonseiten Elisabeths, Jakobs und der anglikanischen Pfaffheit erlitten, zur Vollhöhe seiner rachedurstigen Energie emporgesteigert worden. Der Gott, an welchem Olivers Heldenseele mit allen ihren Fibern hing, der Gott, als dessen erwähltes Rüst- und

1) Oliver Cromwell's Letters and Speeches. Ed. by Th. Carlyle. Leipz. Tauchnitz 1861. Vol. II, p. 284. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieses kostbare Sammelwerk, durch dessen Herausgabe Carlyle dem Protektor ein weit edleres Denkmal errichtete, als das von der englischen Scheinheiligkeit und Servilität demselben verweigerte jemals hätte sein können, mir bei Niederschreibung des vorliegenden Aufsatzes als Hauptquelle diente.

Werkzeug er sich betrachtete, mit felsenfestem Glauben betrachtete, war der alttestamentliche Adonai-Schaddai, der Gott des Eifers, des Zorns und der Rache, von den späteren jüdischen Propheten mühsam zum einigermaßen erträglichen Kultur-Gott Jahve verdünnt und humanisirt, hinter dessen aufgezwungener Jahve-Maske jedoch die grimmigen Züge des alten großen Semiten-Gottes Bal-Moloch immer wieder schrecklich-deutlich hervortraten. Hieraus erklärt es sich, daß die Frömmigkeit Olivers nicht selten eine breite Spur von Blut und Feuer hinter sich herzog, gerade wie in den alttestamentlichen Schriften Adonai-Schaddai im Blute seiner Feinde schwelgt und Leichenhaufen, Trümmer und Verödung hinter sich zurücklässt.

2.

Schon im Jahre 1617 wurde der junge Oliver nach zu Cambridge wohl oder übel gepflogenem Musendienst nach Hause zurückgerufen durch den Tod seines Vaters. Er übernahm die Verwaltung, beziehungsweise Bebauung des väterlichen Besitzthums zu Huntingdon und zugleich die Sorge für seine Mutter und sechs Schwestern. Ab und zu, wie es seine landwirthlichen Geschäfte gestatteten, hielt er sich wochen- und monatelang in London auf, in der Absicht, Rechtskunde und Gesetzekenntniß sich anzueignen, und die Hauptstadt Englands, schon damals, wie noch heute, eine der verpestetsten Stätten europäischer Sittenverderbniß, soll den kraftstrotzenden jungen Mann in den Wirbel der modischen Ausschweifung hineingerissen haben. Für dieses „soll“ gibt es aber nur ein bestimmtes Zeugniß, eine herbe Selbstanklage, welche Oliver viele Jahre später gegen sich erhoben hat, indem er in einem an seine Base Mistreß St. John am 13. Oktober von 1638 geschriebenen Briefe erklärte, er sei in der Finsterniß gewandelt und er habe

diese geliebt, das Licht aber und die Gottseligkeit gehasst; er sei ein Sünder, ja ein Oberster der Sünder gewesen — („Oh, I lived in and loved darkness, I hated light and hated godliness; I was a chief, the chief of sinners“).

Nun sieht freilich diese Selbstanklage einem aus puritanischer Zerknirschung hervorgegangenen Ueberschwange des Schuldbewußtseins sehr ähnlich; allein man wird unserem Helden doch kaum unrechtthun, wenn man als thatsächlich wenigstens soviel annimmt, daß er die Verderbtheit der Welt aus eigener Erfahrung gekannt habe, d. h. daß er in dem wilden Strome londoner Lasterlebens eine Weile lustig mitgeschwommen sei. Später jedoch, nach seinem Eintritt ins Mannesalter, hat selbst die giftigste Bosheit der Verleumdung an der sittlichen Haltung und ehrenhaften Lebensführung Olivers nichts auszusetzen vermocht und die royalistische Skandalsucht brachte es in dieser Richtung nie weiter als zu armsäligen Späßen über „Nolls“ Kupfernase, welche vom häufigen Genusse seines eigenhändig gebrauten Bieres herrühre. In Wahrheit ist der Protektor mäßig in allen Genüssen gewesen, unter guten Freunden einem harmlosen Scherze nicht abgeneigt, wohl aber dem lästerlichen Fluchen und garstigen Zotenreißen, wie es damals selbst in den „feinsten“ Kreisen in England durchweg Mode war. Und ferner ist er auch auf der Höhe seiner Machtstellung ein sparsamer, schlichtbürgerlicher Haushalter, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein anhänglicher und hilfreicher Freund gewesen, ein braver Mensch durch und durch, um und um. Daß er der größte Patriot war, welchen sein Land hervorgebracht hat, können nur Mastschweine der verächtlichsten aller Kirchen, der englischen High-Church, bestreiten oder auch deutsche Hofprofessoren.

Mit Grund ist zu vermuthen, daß Olivers Heirat mit Elisabeth, einer Tochter des Sir James Bourchier, welche Heirat am 22. Oktober von 1620 zu London statthatte, einen bedeutsamen Wendepunkt im Leben unseres Mannes markirt habe. Er führte sein junges Weib unter

das Dach des väterlichen Hauses in Huntingdon, welchen Wohnsitz er 9 Jahre später mit St. Ives und dann mit Ely vertauschte. Sein Dasein war das eines echten und rechten Landsquire's, der allerdings wohl auch den Bedarf seines Haushalts an Bier mit eigenen Händen gebraut hat. Uebrigens gedieh der Haushalt des tüchtigen Bauers, dessen Ehrbarkeit, aufrichtige Religiosität und mannhaftes Wesen ihm unter seinen Nachbarn und Kirchspielsgenossen Achtung und Ansehen verschafften. Unverkennbar wirksam war zu dieser Zeit weiblicher Einfluß auf das spröde Metall von Olivers Naturell. Dieser Einfluß wurde geübt durch seine treffliche Gattin Elisabeth und in noch höherem Maße durch seine Mutter, an welcher der Sohn mit liebevoller Ehrfurcht hing und hielt. Auch hier begegnen wir also der oft wiederkehrenden Thatsache, daß bedeutende und große Menschen so zu sagen mehr die Söhne ihrer Mütter als die ihrer Väter sind.

Sie verliefen äußerlich recht still, diese huntingdoner Jahre Cromwells. Aber in seinem Inneren hat es gerade während dieser Zeit häufig genug recht gewaltsam gestürmt und getobt. Denn unter heftigen Seelenkämpfen, welche den starken Mann mitunter so krampfhaft schüttelten, daß er stöhnend und händeringend an den Ufern seines Heimatflusses umherlief, kam während dieser Jahre der Puritanismus in Oliver zum Durchbruch, — ein psychologischer Proceß, welcher vorderhand nur erst eine von wenigen beachtete persönliche Bedeutung hatte, bald aber eine weltgeschichtliche gewinnen sollte. Denn mit Cromwell an der Spitze wurden die Puritaner aus einer verfolgten Sekte zu einer siegreichen, Prälatenthum, Junkerthum, Königthum zu Boden tretenden Partei.

Was aber war der Puritanismus? In seinen Ursprüngen und Anfängen nur der schüchterne Protest von etlichen wenigen aufrichtigen und tiefen Gemüthern gegen das elende Halb- und Scheinding der englischen Reformation, welche ihren schmutzigen Ursprung niemals verleugnen konnte. Hervorgegangen aus einer ehebrecherischen Laune des achten

Heinrichs, des wüsten Tyrannen und Weibermörders, ist das anglikanische Kirchenthum durch Elisabeth ganz im despotisch-pfäffischen Sinne festgestellt und zugleich zu einem üppigen Spittel für die jüngeren Söhne des Adels gemacht worden. Kaum in dieser Weise großgewachsen, hat dann der hochkirchliche Wechselbalg mit dem scharlachenen Weib auf den sieben Hügeln in Verübung aller Verfolgungsgräuel gewetteifert. Da aber der Hauptgegenstand der Verfolgung, der Puritanismus, das will sagen der bestimmt gefasste, folgerichtig entwickelte, ehrlich aus- und durchgeführte Gedanke der Reformation, die enge Verbindung, ja die Dieselbigkeit geistlicher und weltlicher Tyrannei schwer zu fühlen hatte, da er erkannte, daß Kirche und Krone zu seinem Untergange mitsammen sich verschworen hätten, da er in dem König von England nur noch einen schlechten Abklatsch des römischen Papstes sehen mußte, so geschah es mit Nothwendigkeit, daß die Puritaner wie in der Hochkirche so auch im Königthum nur noch Veranstaltungen Satans erblickten, daß sie wie in Sachen der Religion so auch in Sachen des Staates Radikale und Demokraten wurden, daß sie sich entschieden dem Republikanismus zuwandten und die furchtbare, gegen das Königthum geschleuderte Verwerfungsrede des grimmigen Propheten Samuel — (1. Buch Samuels, Kap. 8) — zu ihrem politischen Glaubensbekenntniß machten.

Freilich, bei aller seiner Größe — nur Thoren können sie ihm bestreiten — haften dem Puritanismus tiefe Makel an, und sein Hauptmakel ist gewesen, daß er im Grunde doch auch nur eine theologische Bornirtheit war. Allein das kann ihm, historisch angesehen, unmöglich als Verschuldung angerechnet werden; denn das 17. Jahrhundert kannte eben noch nicht den philosophischen Weg zur Freiheit, welchen das 18. oder den natur- und geschichtewissenschaftlichen, welchen das 19. aufthat, und mußte daher wohl oder übel den theologischen einschlagen. Was sodann den oft wiederholten Vorwurf angeht, der Puritanismus habe mit der Kirche und dem Thron zugleich auch das lustige Leben

von Alt-England zerstört und sei ein blinder Verächter und Hasser von Poesie, Kunst und Wissenschaft gewesen, so ist zuvörderst allerdings wahr, daß der also Angeklagte ein sehr sauertöpfischer, steifleinener Geselle war, dessen Sucht, das ganze Dasein möglichst alttestamentlich zuzuschneiden, unendliche Lächerlichkeiten zu Tage förderte. Allein man darf doch auch nicht übersehen, daß das vielgerühmte „lustige Leben von Alt-England", welches Rundkopf Zu-Deinen-Zelten-Israel-Puritanismus mit dem grimmigen Lächeln befriedigter Rache zertrat, ein sehr lüderliches gewesen und von dem schonungslos Verfolgten seit vielen Leidensjahren als ein Gräuel Moabs und Amaleks verabscheut worden war. Denn diesem düsteren Fanatiker war es Ernst, furchtbarer Ernst mit den sittlichen Forderungen seiner Religion an ihn selbst, wie an andere, und desshalb auch blickte er mit Verachtung und Ingrimm auf die zeitgenössische Literatur seines Landes, welche unleugbar nur allzu sehr die Anschauungen des lustigen Alt-Englands widerspiegelte. Man vergesse nicht, daß selbst die Dramen Shakspeare's von Schmutzereien wimmelten. Die Aufführung derartiger Stücke mußte dem Puritanismus ein heidnischer Gräuel sein und desshalb zerstörte er das Theater. Und sollten sich endlich Puritaner vom reinsten Wasser nicht zur Verachtung der Wissenschaft getrieben fühlen, wenn sie im Hinblick auf den gefeiertsten Repräsentanten derselben in ihrem Lande und zu ihrer Zeit, im Hinblick auf Bacon of Verulam bedachten, daß dieser angeblich große und größte Gelehrte in Wahrheit einer der verächtlichsten Schurken war, welche jemals mittels Beugung und Fälschung des Rechtes die Gunst der Mächtigen sich erbuhlt haben? Ach, es ist eine traurige Thatsache, daß die Historie der Wissenschaften voll von Baconen. Denn wie es keinem glücklichen Verbrechen in der Weltgeschichte an einem Tedeum brüllenden Pfaffen, so hat es auch keiner gelungenen Schändlichkeit an einem gelehrten Anwalt gefehlt. In den Akademieen älterer und neuerer Zeiten müßte ein Diogenes Männerstolz, Freimuth und Charakter-

würde mit der Laterne, mit der Lupe suchen und er würde sie selten genug finden. Im übrigen kann, auf unser Thema zurückzukommen, der Puritanismus mit gerechtfertigtem Stolze zu seinen Feinden und Anklägern sagen: Wenn ich so ganz, wie ihr behauptet, ein Barbar gewesen, wie kam es denn, daß ich den edelsten Gelehrten, einen reinsten Träger des Genius aus mir zu erzeugen vermochte? Den wissenschaftlichen Begründer des Preßfreiheitsrechtes, den wunderbar beredsamen Verfasser der Vertheidigung des Volkes von England, den herrlichen Schöpfer des Verlorenen Paradieses!

Einleuchtend ist demnach für Augen, welche sehen und sehen wollen, daß der Puritanismus auf der Entwickelungsbahn der europäischen Civilisation ein Riesenvorschritt war. Er hat die reformatorische Idee aus dem lutherischen Nebelheim einer servilen Theologie in die staatliche Wirklichkeit herübergerückt; er hat der Sklaverei die Freiheit, dem despotischen Princip der Bevormundung das der demokratischen Selbstbestimmung entgegengestellt; er hat mit seiner Eisenfaust das pfäffische Lügenmärchen vom Gottesgnadenthum der Könige zermalmt, hat mittels Gründung seiner Volksstaaten jenseits des atlantischen Oceans ein glorreichstes Blatt im Weltgeschichtebuch aufgeschlagen und hat in dasselbe als furchtbare Mahnung und Warnung das Datum des 30. Januar 1649 für alle Ewigkeit eingegraben.

Unschwer begreiflich auch, daß ein ernstangelegtes, tiefes und energisches Cromwellgemüth mehr und mehr mit den Anschauungen des Puritanerthums sich füllte. Die klägliche Missregierung Jakobs des Ersten, England nach außen erniedrigend und nach innen der bübischen Willkür einer despotischen Günstlingsherrschaft preisgebend, konnte den ruhelosen Stachel in der Seele des werdenden Helden nur schärfen. Ob er zu dieser Zeit irgend eine Ahnung hatte, was ihm die nächste Zukunft bringen würde? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir, daß, als die Weltgeschichtebühne ihm sich aufthat, er dieselbe als ein ganzer,

in sich fertiger Mann beschritt, als ein echter Nummer-Eins-Mann, als ein rechter Thatmann, welcher geduldig die Wortmänner eine geraume Weile gestikuliren, debattiren, resolutioniren und haseliren ließ, dann aber vortrat, das Schwert zog, die Scheide wegwarf und sagte: „Ich werde es thun!" Denn zum höchsten Wagen, zum gewaltigsten Handeln, zur thatkräftigsten Erfassung und Erfüllung der Zeitforderungen hatte sich, wie sein kompetentester Beurtheiler, Milton, schön bezeugt, unser Mann in der Zurückgezogenheit seines Hauses vorbereitet. In der Stille war er gewachsen, unentweglich im Vertrauen auf seinen Gott und in schweigsamer Brust die große Seele nährend [1]).

3.

Im März von 1625 starb Jakob der Erste und mit der Throngelangung seines Sohnes, Karls des Ersten, begann der große Waffengang zwischen Despotismus und Freiheit in England, welcher von beiden Seiten her schon lange sich vorbereitet hatte. Daß dieser Kampf nicht allein eine britisch-insulare, sondern eine europäische, eine menschheitliche Bedeutung hatte, weiß jedermann.

Der neue König war ein sogenannter „ritterlicher Herr", d. h. ein leidlich guter Reiter, Fechter, Schütze und Jäger. Seine mittelmäßigen Geistesgaben waren nicht ohne Sorgfalt entwickelt worden. Er machte eine gute Figur, hatte einen künstlerischen Zug in sich, konnte für einen Kunstkenner gelten und hätte ohne Frage einen recht wackeren Gemäldehändler abgegeben. Auch ein ehrbarer Mann ist er gewesen, ein treuer Gatte und zärtlicher

---

1) „Domi in occulto creverat et ad summa quaeque tempora fiduciam dei fretam et ingentem animum tacito pectore aluerat." Defensio pro populo Anglicano secunda (1654), p. 106.

Familienvater. Zu seinem und seines Landes Unglück war er jedoch ein König und hatte sich unter seiner nicht eben sehr weitgewölbten Schädeldecke die fixe Idee festgeklebt, ein König nach festländischem Muster sein zu wollen und sein zu müssen. Was das heißen wollte, ist klar, falls man erwägt, daß gerade damals auf dem europäischen Kontinent, vorab in Frankreich, das modern absolutistische Königthum zu fester Begründung und vollendeter Gestaltung gedieh.

Karl und seine Rathgeber waren freilich zu beschränkt, um einzusehen, daß der Hauptbildner des französischen Absolutismus, der Kardinal Richelieu, das schrankenlose Königthum als einen Hebel des socialen Vorschrittes handhabte. Der Stuart wollte den Despotismus um des Despotismus willen und legte bei seinen ungeschickten und brutalen Versuchen, denselben zu begründen, gar kein Gewicht auf die Grundverschiedenheit der historischen Entwickelung Englands und Frankreichs. Von Haus aus ein falscher Patron, doppelzüngig und wortbrüchig, hat er sich aus feierlichsten Versicherungen, Bürgschaften und Eiden gar nichts gemacht, wie das eben derartige „ritterliche Herren“ so zu halten pflegen. Steif und fest an die Narrethei glaubend, er wäre das Ebenbild und der unverantwortliche Statthalter Gottes auf Erden, log er sich die Bestimmung vor, in Großbritannien mit Hilfe pfäffischer Volksverdummung die unumschränkte Despotie aufzurichten, und in diesem Vorhaben, wie in allem Verkehrten und Strafbaren, wurde er energisch gestärkt und gesteift von seiner Frau Henriette, welche ihn tüchtig unter ihrem Pantoffel hielt. Die Königin, eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich, hatte von ihrem Vater nichts, dagegen von ihrer Mutter, der verrufenen Mediceierin, alles: — die köhlergläubische Römelei, die gedankenlose Verschwendungslust, die frivol dareintappende Ehr- und Herrschsucht. Sie wollte ihren Mann zum Despoten von Großbritannien machen, sicher, daß sie die Oberdespotin sein würde. Zur Charakteristik Karls gehörte auch noch,

daß er, nicht obgleich, sondern weil er ein Pantoffelheld, nach Art von Pantoffelhelden seine Schwäche mitunter zu hartnäckigstem Eigensinn verknöchern ließ, besonders, wann es galt, etwas recht Thörichtes zu beginnen oder durchzuführen. Natürlich sprang dann die alberne Hartnäckigkeit sehr bald wieder in jammerfäligen Kleinmuth um. Summa: Der König hatte durchaus nicht das Zeug, seinen verkehrten Gedanken, die Verfassung Englands zu vernichten und sich zum absoluten Könige von Großbritannien zu machen, zur Verwirklichung zu bringen.

Schon der Erfolg, d. h. Nichterfolg der ersten in der angegebenen Richtung unternommenen Versuche hätte einen Mann von Verstand — vom Rechtsgefühl ganz zu schweigen — stutzig machen und dem Könige den eindrucksvollen Beweis liefern müssen, daß die Nation, d. h. die herrschenden Klassen, Nobility und Gentry, ihre Verfassung keineswegs gutwillig und widerstandslos sich entreißen lassen würden. Das dritte Parlament, welches Karl seit seinem Regierungsantritt zu berufen sich genöthigt sah, vereinbarte mit dem König jenen Vertrag zwischen Krone und Volk, welcher unter dem Namen der „Petition of right“ berühmt ist und die große Urkunde der englischen Verfassung darstellt. Am 7. Juni von 1628 gab der König, im Sale der Lords auf dem Throne sitzend, während die Commons sich an der Schranke drängten, diesem Vertrage förmlich und feierlich seine Sanktion, die altgebräuchliche Formel aussprechend: „Es geschehe Recht, wie (vom Parlament) begehrt ist“ [1]). In diesem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, ist Oliver Cromwell zum erstenmal erschienen, von seiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum erstenmal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöse Angelegen-

1) „Soit droit fait come est desire“ — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

heiten einen so harschen Ausfall auf die Papisterei gethan, daß aus dem bäuerischen Redner schon etwas vom späteren Cromwell hervorsah und achtsame Beobachter und Hörer unschwer ahnen konnten, er werde dereinst einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch men") sein, wie man später die Puritaner im allgemeinen und die Independenten im besonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom König bald entlassen und aufgelös't. Denn der treulose Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben, während der Sanktion derselben schon gewillt, sich nicht an ihre Bestimmungen zu halten, und entschlossen, keine verfassungsmäßigen Beschränkungen seiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuschreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein stehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Gesetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anschein hatte, als würden sich auch die Engländer die Aufrichtung geistlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen lassen, wie solches die knechtischen Völker des Festlandes thaten. Mit brutaler Hintansetzung von Verfassung und Recht wirthschaftete der „ritterliche" König ganz im Stile des gleichzeitigen kontinentalen Despotismus. Kein Parlament ward berufen, schwere Steuern wurden widergesetzlich ausgeschrieben und erpreßt, die Bürger mit soldatischer Einquartirung geplagt, alle Versuche, auch die schüchternsten und wohlgemeintesten, den Hof zu warnen, mit grausamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kindern herab, in Glaubenssachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen sehr stark nach denen der römischen und spanischen Inquisition schmeckten. Bei diesem ebenso thörichten als gewissenlosen und verbrecherischen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthefershelfer, einen geistlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbischof-Primas von Canterbury, Laud, ist ein halbblödsinniger Zelot gewesen: dieser, der unter dem Namen Strafford

gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentarischen Opposition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundsätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth wäre Thatkraft, Gewissenlosigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete sich ein, einen englischen Richelieu vorstellen zu können, während er, näher angesehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelrasseler gewesen ist. Er that sich nicht wenig darauf zu gut, das politisch-religiöse System „Durch" (through) erfunden zu haben, d. h. das System gedanken- und skrupelloser Gewaltsamkeit, welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten" (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, sein „Durch"! aufzuspielen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im December von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Kriege zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-gutmüthiger Schwächling und Genüssling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true" — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhle nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit

betont werden muß, daß im ganzen und großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Processes nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im besonderen und einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ocean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und zu schwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menschen sind keine Holzklötze, so hölzern und klotzig sie auch oft sich anstellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus sollten bedenken, daß die volle Hingebung an denselben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Mensch ärmer machen müßte.

4.

Harmlose Bücherwürmer, wie sie in dem Heimatlande der Abstraktoren, in Micheliens Gauen, immer noch gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigst studiren ohne jemals etwas zu lernen, sie pflegen in tugendhafte Entrüstung zu gerathen, wenn da und dort ein rücksichtsloser Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt sei das Recht — abgesehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber eine brutale Thatsache, und selbstverständlich müsse jenes gläserne Ideeding bei jedem Zusammenstoß mit diesem eisernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die

Herren Abstraktoren in der Regel sehr eilig, vor der siegreichen Gewalt ihre wissenschaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten sie sich schadlos, indem sie innerhalb der verschwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf setzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider ist dieses bis zur äußersten Fadenscheinigkeit abgegriffene Sprichwort gerade so leer und verlogen wie hundert andere Sprichwörter, welche jedermann im Munde führt und an die niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, sank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine fortgesetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg schrieb allzeit das Gesetz und wird es allzeit schreiben. Vae victis! ist das furchtbare Schicksalsverdikt, gegen welches schon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einsamer Mann und Denker in seiner Dachstube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen diesen Götzendienst protestirt?

Karl Stuart handelte gewissenlos, verkehrt und verbrecherisch, als er, entgegen seinen beschworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfassung und Gesetze Englands ausging. Aber falls er der Mann gewesen wäre, sein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfassungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein „Gesellschaftsretter“ heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für sich, als er seinen ersten Raubzug nach Schlesien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der ersten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polnischen Patrioten, die Konföderirten von Bar, nicht im Besitze des Rechtes, des himmelschreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich

von Preußen und Katharina von Russland waren im Besitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. December von 1851 mit seinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Protesten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und so wird es immer sein.

Und ist denn das „lange" Parlament seinerseits auf dem Rechtsboden stehen geblieben? Mit nichten! Die Versammlung, das Vorbild des französischen Konvents, begnügte sich keineswegs, *seine* verfassungsmäßigen Befugnisse zurückzuerobern und festzuhalten, sondern griff sofort in die Befugnisse der Krone hinüber. Die Umstände waren so, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte siegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treulosen Stuart schlechterdings kein verlässliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament setzte also an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentarischer Taschenspielerei festhielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konstitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilsamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwischen Krone und Volksvertretung kam bei dieser Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorschein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konstitutionalismus stets der Fall war und stets der Fall sein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, dessen Augen so wundersam scharf organisirt gewesen sind, daß er durch die ganze Dicke des theologischen Brettes hindurch, welches er, seiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menschen und Dinge sah, wie sie wirklich waren, an dem konstitutionellen und parlamentarischen Wesen frühzeitig sich verekeln mußte und daß er, als die Zeit *seines* Rechtes, d. h. seiner

Gewalt gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derselbe es verdiente. Allein er sollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illusionen schlechterdings nicht lassen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als eine Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es gibt nur zwei einigermaßen wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die absolute Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug.

Gegen diese Thatsache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die schlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchlerischen Bekenner des konstitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des englischen Staatswesens zu argumentiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konstitutionalismus sei. Ja wohl die Verwirklichung! Die humbugische Inscenesetzung eines Humbugs! Denn im Vorschritte der englischen Verfassung zu ihrer heutigen Gestaltung ist das angebliche Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klassen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So sehr, daß der König oder beziehungsweise die Königin von England gar nichts mehr ist und vorstellt als eine kostspielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der englischen Oligarchie. Denn diese, zusammengesetzt aus Nobility und Gentry, also die Repräsentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konstitutionelle Monarchie ist daselbst, wie noch so vieles andere, nur eine freche Heuchelei.

Im übrigen kann das „lange" Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern

— es gibt auch Politiker und zwar hinlänglich viele, deren Politik das Nichtdenken ist — noch eine weitere große Lehre geben. Die nämlich, daß der sogenannte gesetzliche Widerstand gegen Tyrannei mit seinem ganzen Apparat von Parlamentiren, Debattiren und Protestiren Eitelkeit der Eitelkeiten sei. Thörichte, steifnackige, wortbrüchige und gewaltthätige Könige brachte und bringt der Parlamentarismus niemals zur Vernunft. Alle das Gerede in Westminster fleckte nicht und König Karl hätte sich mit seinen Kavalieren noch jahrelang darüber lustig machen können. Aber die Sachen nahmen eine ganz andere Gestalt an, als die Herren zu Westminster vom passiven Widerstande zum aktiven Angriff übergingen, als sie der königlichen Armee ein Parlamentsheer entgegenstellten, als selbst John Hampden, der Hauptthahn des Parlamentarismus und so zu sagen der Oberheilige aller Parlamentaristen auch in unseren Tagen, es gerathen fand, statt länger im Unterhause zu rednern, den Degen umzuschnallen und als Oberst an der Spitze seines Regiments auf die Königlichen einzuhauen. Mit andern Worten, nicht die schwatzende Reform sondern die handelnde Revolution hat den Ausschlag gegeben. Das mögen sich alle die politikasternden Dahl- und Duselmänner, die konstitutionellen Schwätzer und Klätscher, die parlamentarischen Humbuger und Hannswurste merken . . . .

Im Frühjahr 1640 sah König Karl sich genöthigt, in den sauren Apfel einer Wiederberufung des Parlamentes zu beißen. Der übelberathene Monarch und sein verblendeter Rathgeber Laud hatten sich nämlich in „strafbarer Unkenntniß und in reiner Wollust der Tyrannei", wie sich ein sehr gemäßigter englischer Historiker ausdrückt, zu dem verhängnißvollen Schritte hinreißen lassen, das anglikanische Kirchenwesen, die bischöfliche Despotie, den laud'schen Ceremoniendienst auch den Schotten aufzwingen zu wollen. Da stieß aber ein Fanatismus auf einen anderen, daß es heiße Funken gab. Das presbyterianische und puritanische Schottland brach in offene Rebellion aus. Diese sollte mit Waffengewalt niedergeschlagen werden; aber es fehlte

dem Könige der Nerv des Kriegführens, das Geld. Sein Kredit war gänzlich erschöpft und es stellte sich als reine Unmöglichkeit heraus, ohne Mitwirkung des Parlaments die Mittel zur Kriegsrüstung zu beschaffen. So ergingen denn die Wahlausschreiben und im April von 1640 traten die beiden Häuser zusammen. Der König wollte nur Geld haben und verlangte die rasche und bedingungslose Bewilligung von Steuern und Subsidien. Das Parlament, vorab das Unterhaus, sprach von den großen Beschwerden der Nation, obzwar in maßvollem und sogar ehrerbietigem Tone. Besaß Karl einen Funken von gesundem Menschenverstande, so mußte er sich mit dieser Volksvertretung vertragen und vereinbaren und er konnte das mittels sehr geringfügiger Koncessionen, weil die royalistische Stimmung in beiden Häusern ganz entschieden obenauf war. Aber der König, im Despotismus schon verhärtet und angeeifert von seiner Frau und dem stupiden Laud, sah in dem Vorhaben der Gemeinen, die Beschwernisse der Nation und deren Abstellung zur Sprache zu bringen, bevor von Geldbewilligungen die Rede sein könnte, ein Verbrechen, eine persönliche Kränkung und so beging er die leichtfertige Dummheit, schon nach drei Wochen das Parlament wieder aufzulösen. Beim Weggehen der Mitglieder aus Westminister ging Edward Hyde, später unter dem Titel eines Earl of Clarendon als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmt geworden, eine Strecke weit mit seinem Bekannten, St. John, einem der Führer der parlamentarischen Opposition, und bemerkte, daß auf den sonst immer düstern Zügen des ernsten Mannes zur Stunde ein Schimmer von Heiterkeit lag. „Ihr seid fröhlich gestimmt, Sir?“ fragte Hyde verwundert. — „Freilich, und Ihr?“ — „Traurig genug.“ — „Wie so? Was bekümmert Euch?“ — „Was, wie ich denke, noch viele ehrliche Leute bekümmert, diese thörichte Auflösung eines so gemäßigt gesinnten Parlaments.“ — „Bah, bevor es besser werden kann in England, muß es zuvor noch weit schlechter werden. Ich sag' Euch, *dieses* Parlament da hätte ja doch nie gethan, was gethan werden muß.“

Die leichtsinnig-tyrannische Wirthschaft hatte dann noch eine Weile ihren Fortgang. Zwangsanleihen wurden gemacht, unverwilligte Steuern gewaltsam erhoben, widerspenstige, d. h. auf Recht und Gesetz bestehende Magistratspersonen verfolgt und eingekerkert, Soldaten „gepresst“ und mit also gewonnenen Mitteln ward der Krieg gegen die Schotten angehoben, welche, von den Führern der englischen Opposition heimlich ermuthigt, über den Tweed gegangen und bis Yorkshire vorgedrungen waren. Aber der Krieg konnte nicht fortgeführt werden. Vergeblich polterte der starrköpfige Strafford noch immerfort sein brutales „Durch!“ heraus. Ihn selbst, den König, die Königin und den Erzbischof-Primas ausgenommen, glaubte kein Mensch mehr daran. Alles lahmte und lotterte, alles ging aus Rand und Band: der Durch-Karren blieb total im zähen Lehme des passiven Widerstandes stecken. Unter diesen Umständen mußte abermals ein Parlament berufen werden und die Wahlen ins Unterhaus lieferten den Beweis, daß die unterthänige Geduld der Gentry und der Freisassen ein großes Loch bekommen habe. Ja, sogar im Hause der Lords zeigte die Opposition eine beträchtliche Stärke.

Also kam im November 1640 das „lange“ Parlament zusammen, in der damaligen Mehrheit seiner beiden Häuser vollständig geneigt, das konstitutionelle Dogma von der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Könige aufrecht zu erhalten; aber auch entschlossen, die konstitutionelle Theorie von der Verantwortlichkeit der Minister und Rathgeber des Monarchen praktisch zu illustriren. Wie jedermann weiß, ging das Unterhaus zu diesem Zwecke alsbald entschlossen gegen Strafford und Laud vor. Beide wurden um ihrer gegen die Verfassung, die Gesetze und das Volk von England begangenen Verbrechen willen peinlich angeklagt und eingetowert. Um die Möglichkeit, den Minister durch ein Verdikt seiner Peers freigesprochen zu sehen, abzuschneiden, ging das Unterhaus von der gewöhnlichen Form englischer Staatsproceduren (Anklage durch das Unter-

haus vor dem Oberhaus) ab und verdammte Strafford mittels einer sogenannten Bill of Attainder zum Tode. König Karl that, was eben Könige in solchen Fällen zu thun pflegen: er opferte seinen Günstling, indem er die Bill sanktionirte. Als der Graf diese königliche Treue erfuhr, hob er die Hände zum Himmel auf und sprach: „Vertraut nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil bei ihnen (nolite confidere principibus, quia non est salus in illis)“! Das hätte er und hätten unzählige Werkzeuge der Tyrannei vor und nach ihm früher bedenken sollen. Am 12. Mai 1641 fiel Straffords Kopf unter dem Richtbeil und später wurde der Erzbischof Laud seinem Freunde auf's Schaffot nachgeschickt. Dieses ganze Verfahren gegen den Minister und den Primas zeigte klärlich, daß die Gemeinen die oberste Leitung des Staatswesens an sich genommen hätten und entschlossen wären, dieselbe weiterzuführen. Das Unterhaus war fest, einig und engerisch in Abstellung der Missbräuche und Verfassungswidrigkeiten und nach zehnmonatlicher angestrengter Arbeit hatte es damit ziemlich reinen Tisch gemacht. Von besonderer Wichtigkeit ist gewesen, daß an demselben Tage, an welchem die Verdammungsbill über Lord Strafford erging, der König einem vom Parlamente beschlossenen Gesetze feierlich seine Sanktion gab, dem Gesetze, welches ihn, den König, verpflichtete, das gegenwärtige Parlament nicht ohne dessen Zustimmung aufzulösen oder auch nur zu vertagen. Damit war die parlamentarische Oberherrlichkeit über die Krone ausgesprochen.

Karl, nicht einen Augenblick gewillt, Wort und Treue zu halten, und von der Wiederaufnahme des so schmählich zu Boden gefallenen strafford'schen Durch-Systems fortwährend träumend, ging im September von 1641 nach Schottland, um seinen Frieden mit diesem Lande zu machen und in demselben eine Stütze und einen Anhaltspunkt gegen England zu gewinnen. Aber die Schotten waren zu schlau, ihm zu trauen, und statt sich von dem Könige benützen zu lassen benützten sie ihn. Sie schrieben ihm die Friedens-

bedingungen vor; er mußte ausdrücklich seinem Plane, die schottische Kirche zu anglikanisiren, absagen und man kann sich leicht denken, daß Karls Miene eine nicht sehr süße gewesen, als ihm die Schotten eine Urkunde abpreßten, kraft welcher die bischöfliche Kirchenverfassung als dem Worte Gottes zuwider erklärt wurde. Während dieses Fehlgangs des Königs über den Tweed hatten die Parlamentshäuser sich vertagt. Im Oktober kamen sie wieder zusammen und innerhalb wie außerhalb Westminsters war die Aufregung groß. Die Machenschaften Karls in Schottland hatten das Misstrauen gegen ihn beträchtlich gesteigert und bald wurde überdies eine Neuigkeit ruchbar, welche den Brand der Erbitterung zu hellen Flammen anblies. Ueber den St. Georgskanal herüber kam die Nachricht, daß die katholischen Iren im Namen des Keltenthums und der Religion gegen die englische Bejochung in Waffen sich erhoben und, unter Begehung von allerlei Gräueln gegen die angelsächsisch-protestantischen Kolonisten der Smaragdinsel, einen Vernichtungskrieg begonnen hätten.

Diese Thatsache that in England um so größere Wirkung, als sich damit die Angabe verband, die Iren behaupteten, daß sie im Einverständniß mit König Karl und Königin Henriette, ja im ausdrücklichen Auftrage der Majestäten handelten. Ein Schrei der Wuth und Rache ging über England hin. Karl beeilte sich, die irischen Rebellen zu verleugnen, jedes Einverständniß mit denselben als eine Verleumdung abzuweisen, und zu erklären, daß er bereit sei, in Gemeinschaft mit dem Parlament die nachdrucksamsten Maßregeln gegen den Aufstand zu ergreifen. Trotzdem schien die Flut der öffentlichen Stimmung gegen das Königthum so hoch zu gehen, daß erwartet werden konnte, die oppositionelle Mehrheit im Unterhause, deren Hauptführer Hampden, Hazlerigh, Pym und Hollis, würde zu einschneidenden Maßnahmen im widermonarchischen oder wenigstens im widerkarl'schen Sinne verschreiten. Allein gerade diese Aussicht machte den ganzen Royalismus im Lande stutzig, rief die sogenannten konservativen Interessen d. h. hier die Vorurtheile

und die Vortheile des Adels und der Geistlichkeit in Harnisch, trieb in die bisherige Einigkeit des Unterhauses einen trennenden Keil und schuf binnen wenigen Wochen eine so entschiedene und kräftige königliche Partei, wie es seit dem Tode der Königin Beß in England keine mehr gegeben hatte. Das wurde sofort offenbar, als am 22. November die von Pym und seinen Mitleitern beantragte „große Remonstranz“ (a remonstrance of the state of the kingdom) — d. h. die umständliche Namhaftmachung und Erörterung aller Beschwerden und Klagen, zu welchen die Regierung Karls seit seiner Thronbesteigung Veranlassung gegeben, zur Debatte kam. Es ging hart her und mit nur 159 Stimmen gegen 148 wurde die Remonstranz durchgesetzt. „Wäre sie verworfen worden — sagte Cromwell beim Herausgehen aus der Halle zum Lord Falkland — so hätte ich morgen alles, was ich besitze, verkauft und England für immer verlassen. Auch kenn' ich viele redliche Leute, welche das Gleiche gethan haben würden.“

Ohne Zweifel wußte Oliver sehr gut, daß die „große Beschwerdeschrift“ ein der kirchlichen und königlichen Tyrannei derb hingeworfener Fehdehandschuh wäre, und zweifelsohne hat er zur Fertigung dieses Fehdehandschuhes energisch mitgewirkt. Denn es ist nur das gedankenlose Nachbeten eines gäng und gäben Irrthums, wenn man glaubt, Cromwells Bedeutung im Parlament sei gleich Null gewesen. Es ist wahr, er machte da keine „Figur“. Er war weder ein glänzender Redner, noch ein gewandter Debatter. Fashionable Mitglieder des Hauses blickten mit Verachtung auf den schlechtangezogenen „Bauer“, dem sie auch wohl noch herbere Benennungen gaben. Als er eines Tages in seiner nachdrucksamrauhen Weise an der Debatte sich betheiligte, neigte sich Lord Digby zu seinem Nachbar Hampden und fragte: „Wer ist der Schmutzhammel (sloven)?“ Worauf der Gefragte lächelnd: „Mylord, dieser Schmutzhammel ist kein Redner; aber so, wie Ihr ihn vor Euch seht, würde er, so uns das Unglück zustieße, mit dem Könige brechen zu müssen, der größte Mann in England werden.“ Allein

obgleich Cromwells parlamentarische Gaben von nur untergeordneter Bedeutung waren und er in keiner Weise mit den Hampden und Pym sich messen konnte, so ist seine Thätigkeit im langen Parlament doch eine sehr bemerkbare gewesen. Er und vielleicht er allein hat von Anfang an mit vollem Bewußtsein auf einen vollständigen Bruch mit der Krone hingearbeitet, und während alle die anderen innerhalb der Schranken einer mehr oder weniger durchgreifenden Reform sich bewegten, war er bereits ein entschiedener Revolutionsmann. Die radikalsten Anträge sind von ihm ausgegangen. In Gemeinschaft mit Hazlerigh brachte er die Motion ein, welche eine gänzliche Beseitigung des Episkopalsystems forderte. Er stellte den Antrag, daß Lord Bristol aus dem Rathe des Königs entfernt werden möge, und am 6. November von 1641 verschritt er dazu, dem Königthum eine seiner Hauptstützen wegzuschlagen, indem er beantragte, daß die Bestellung eines Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Landes fürder nicht mehr dem König, sondern dem Parlament zukommen sollte. Im Vergleiche mit Olivers späteren Thaten waren das freilich nur harmlose Plänkeleien. Seine Zeit kam erst, als das Schwert gezogen wurde und aus dem „Sloven" von Bauer mit wundersamer Raschheit der große Schlachtenmeister sich entpuppte.

Und schon stand diese Zeit, die der Revolution und des Bürgerkrieges, vor der Thüre. Wie bekannt, machte die konservative Partei, welche dem Könige dienen, aber zugleich die althergebrachten verfassungsmäßigen Rechte des Landes wahren wollte, den wohlgemeinten Versuch, den Zwiespalt zwischen Krone und Parlament auszugleichen, indem sie, Edward Hyde's als ihres beredsamen Organs sich bedienend, bei Karl die Bildung eines Ministeriums durchsetzte, welches im Einklang mit Verfassung und Gesetz regieren sollte und dessen vorragende Mitglieder Lord Falkland und Sir John Colepepper waren. Allein Karl wollte kein konstitutioneller König sein: — der Taumelwein des Despotismus hatte sein armes kleines Gehirn vollständig

benebelt und die verfassungsgetreuen Royalisten waren ihm daher nicht weniger zuwider als die Oppositionsmänner, welche dem Parlamente ein entschiedenes und bleibendes Uebergewicht über die Krone verschaffen wollten. Willens, an die Gewalt zu appelliren, führte er seine Absicht in bezeichnend treuloser Manier aus. Wenige Tage, nachdem er seinen neuen Ministern und den übrigen Führern der konstitutionellen Royalisten sein Wort verpfändet hatte, daß nichts von irgendwelchem Belang ohne ihr Vorwissen gethan werden sollte, beging er einen schmachvollen Wortbruch und zugleich die dümmste seiner Dummheiten, eine Brutalität, die seinen Feinden das Oberwasser der öffentlichen Stimmung, welches ihnen die Bildung des Ministeriums Falkland für einen Augenblick entzogen hatte, wieder zurückbrachte. Mit kecker Verhöhnung der Privilegien des Parlaments machte sich Karl am 4. Januar 1642 mit etlichen Hunderten bewaffneter Kavaliere und Gardesoldaten von Whitehall nach Westminister auf, um die fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Hazlerigh und Strode gewaltsam zu greifen. Diese Dummheit misslang vollständig; denn die fünf Bedrohten hatten sich auf einen Beschluß des Hauses hin vor dem königlichen Einbruch aus der St. Stephanskapelle entfernt und in die City geflüchtet. Karl aber hatte sich schmählich blamirt und als der gezeigt, welcher er war. Ein weiterer Versuch des verblendeten Despoten, die fünf Unterhausmitglieder aus der City zu holen, schlug ebenfalls fehl, und als er aus der Guildhall nach Whitehall zurückkehrte, wurde ihm ein puritanisches Pamphlet, betitelt „Zu deinen Zelten, Israel!“ in den Wagen geworfen. Ja, die „Rundköpfe“ rührten sich und hatten kein Hehl, daß sie sich gegen Karl zu erheben gesonnen wären, wie sich vor Zeiten Israel gegen Rehabeam erhoben hatte.

Am 11. Januar war ganz London auf den Beinen, um die Fünfe im Triumphzug aus der City nach Westminister zurückzuführen, jubelnd-demonstrativ an Whitehall vorbei. „Wo ist jetzt der König und wo sind seine Kavaliere?“ scholl es spottend und drohend zu den Fenstern des Palastes

empor. Karl aber war nicht mehr dort. Tags zuvor hatte er, getrieben von der Königin, welche abwechselnd „zitterte und wüthete“, mit seiner Familie London verlassen und war über Hamptoncourt nach Windsor gegangen. Allda wurde beschlossen, daß die Königin sich nach Holland begeben, mittels der mitgenommenen Kronjuwelen daselbst Waffen und Munition ankaufen und die festländischen Potentaten um Hilfe für ihren Herrn Bruder von England angehen sollte. Sie reis'te ab und es folgten nun Unterhandlungen zwischen König und Parlament, die, von keiner Seite ernst gemeint, sich bis in den Sommer hineinspannen. Der Krieg war thatsächlich schon erklärt und auf beiden Seiten rüstete man. Das Parlament oder, genauer gesprochen, das Unterhaus — denn das Oberhaus verschrumpfte rasch zu einem Schatten — verfügte unbedingt über London und die der Hauptstadt zunächstgelegenen Grafschaften, weiterhin über die Mehrzahl der größeren Städte und Hafenplätze. Mittels der Flotte, welche ebenfalls zu ihm hielt, beherrschte es die Seeküsten und die Themse. Die Hauptstärke, der zäheste Rückhalt der parlamentarischen Partei beruhte auf der Anhänglichkeit des Städtebürgerthums und der puritanischen Freisassenschaft auf dem Lande. Jedoch hielt auch eine starke Minorität des Adels und zwar sowohl der Nobility als der Gentry zu ihr und ihre meisten Führer waren von Haus aus so vermögliche Leute, daß sie im Stande, auf eigene Kosten Reiterschwadronen und Infanterieregimenter zu errichten. Die Finanzquellen des Parlaments flossen weit reichlicher, regelmäßiger und dauernder als die des Königs, der im Grunde hinsichtlich der Geldmittel auf die Freigebigkeit und Opferwilligkeit seiner reicheren Anhänger sich angewiesen sah und nur vorübergehend da und dort einen Bezirk zu besteuern oder vielmehr zu brandschatzen vermochte. Darum ist die königliche Armee inbetreff des Geschützes und alles Feldgeräthes der parlamentarischen allzeit nachgestanden. Dagegen überwog zu Anfang des Krieges das Menschenmaterial des königlichen Heeres physisch und moralisch das des parlamentarischen weit; denn unter

dem Banner des Königs, für welchen die Mehrzahl des hohen und niederen Adels, sowie selbstverständlich die ganze Sippschaft der anglikanischen Pfaffheit enthusiastisch Partei genommen, fochten Gentlemen, unter der Fahne des Parlaments kämpfte oder kämpfte auch nicht zunächst nur ein auf den Werbeplätzen zusammengeraffter Menschenkehricht von Miethlingen.

In der sechsten Abendstunde des 22. Augusttags von 1642 pflanzte König Karl seine Standarte unter Trompetenschall auf der Thurmzinne des Schlosses zu Nottingham auf, um also auf gut mittelalterlich-feudale Manier seine Vasallen zu den Waffen zu rufen. Während der Nacht warf der Wind die Fahne vom Thurme herab in den Staub, welches Omen unter den älteren Kavalieren in der Umgebung des Königs ein bedenkliches Kopfschütteln verursachte. Nur wenige Stunden von Nottingham entfernt, zu Northampton, sammelte sich in denselben Tagen die Streitmacht des Parlaments, zu deren General die Leiter in Westminster den Earl von Essex bestellten. Eine sehr unglückliche Wahl; denn Mylord war ein methodischer Esel, ganz und gar von der Sorte jener Generale, welche auf dem Festlande gleichzeitig unter dem Titel „östreichische Heerverderber“ bekannt gewesen sind. Ueberhaupt war es mit den Officieren der Parlamentsarmee im Anfange des Krieges durchschnittlich gerade so schlecht bestellt wie mit den Soldaten. Unter den königlichen Kriegsobersten ragte des Königs Schwestersohn hervor, Prinz Rupert von der Pfalz, ein brutaler Hussar, bildungslos, roh und rauh, ohne alles höhere militärische Talent, aber ein unverzagter Waghals und ungestümer Drauflosreiter. In einer bescheidenen Ecke der Musterrolle des Parlamentsheeres stand geschrieben: Oliver Cromwell, Captain. In der That, als Hauptmann einer Reiterschwadron eröffnete er seine Laufbahn.

Und in sehr charakteristischer Weise that er es. Der gewohnten Zweizüngigkeit und Verlogenheit des Konstitutionalismus gemäß hatten es nämlich die Herren in Westminster für passend erachtet, in ihren auf den ausbrechenden

Bürgerkrieg bezüglichen Debatten, Beschlüssen und Manifesten die kolossale Heuchelei auszutrumpfen, das Parlament führe eigentlich den Krieg nicht gegen, sondern für den König, welcher nur durch eine übelgesinnte Faktion zeitweilig aus seiner verfassungsmäßigen Stellung gerückt sei, und demzufolge war in den Bestallungen und Instruktionen der Officiere des Parlamentsheeres ausdrücklich gesagt, dieselben wären berufen und beauftragt, „für König und Parlament" zu fechten. Gegen diese diplomatisch-parlamentarische Lüge empörte sich, wie Clarendon, also ein Todfeind Cromwells, in seinem Geschichtebuche bezeugt hat, das Wahrheitsgefühl in Olivers Seele. Als er seine Reiter, welche unter dem Ehrennamen „Cromwell's dragoons" bald zum Kerne der widerköniglichen Streitmacht wurden, zum erstenmale musterte, sprach er sie also an: „Soldaten, ich will euch nicht überlisten noch durch die zweideutigen Ausdrücke meiner Instruktion betrügen, die mir befiehlt, für König und Parlament zu fechten. Ich sag' euch, wenn es sich fügen sollte, daß der König bei einer Schar sich befände, welche anzugreifen ich befehligt würde, so werde ich mein Pistol auf ihn losschießen gerade wie auf jeden anderen. Wem von euch sein Gewissen nicht erlauben sollte, dasselbe zu thun, den kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen" [1]).

---

1) The history of the rebellion and civil wars in England by Edward Earl of Clarendon, b. II, ch. 2. Anzumerken ist freilich, daß der Royalist Clarendon, welchem es als etwas ungeheuerliches erschien, das Pistol auf den König loszubrennen, diesen Charakterzug von Cromwell in entschieden feindseliger Absicht erzählte. Darum hat man in demselben nur eine Parteilüge erkennen wollen. Aber ich meine, man hat Clarendon damit ein Unrecht angethan. Der Zug ist ja echt-cromwellisch, durch und durch.

5.

Der Verlauf des englischen Bürgerkrieges ist männiglich allzu bekannt, als daß die Schlachten desselben auf vorliegendem Papier abermals geschlagen werden müßten. Außerdem gibt es unter den denkenden Menschen nachgerade nicht wenige, welche der Ansicht sind, die ganze Kriegshistorik, sowie das Interesse und die Freude daran, seien ganz entschieden den vielen Barbareien beizuzählen, welche inmitten unserer Kultur sich breitmachen. Also möglichst wenig Getrommel und Getrompete, Gehaue, Gesteche und Geschieße hier!

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Bestallung als Hauptmann einer Reiterschwadron an mit einmal hervorgezogen wurde und dem man immer größeres Vertrauen schenkte (was suddenly preferred and lifted up from lesser trusts to greater), und ich arbeitete nach Kräften, meine Schuldigkeit zu thun, und Gott hat mich gesegnet nach seinem Wohlgefallen.“ So Cromwell am 13. April von 1657 in einer Staats- und Standrede an sein sogenanntes zweites Parlament. Diese Rede ist besonders merkwürdig deßhalb, weil der Protektor darin auf die ersten Zeiten des Bürgerkrieges einen Rückblick thut und in seiner Weise der hochwichtigen, durch ihn bewerkstelligten Um- und Neubildung des Parlamentsheeres erwähnt, wodurch die Niederlage des Königthums eingeleitet und entschieden und Cromwell selbst, erst unter dem Titel eines Obersts, dann eines Generalmajors und Generallieutenants, die Seele der im puritanisch-independentischen Geiste organisirten Armee und damit der Gebieter seines Landes wurde. „Als ich angefangen, mich an den kriegerischen Unternehmungen zu betheiligen — erzählt er — sah ich, daß unsere Leute überall von den königlichen geschlagen wurden. Da forderte ich meinen Freund John Hampden auf, er möchte zu Mylord Essex' Armee etliche neue Regimenter hinzufügen, und sagte

ihm, ich wollte ihm behilflich sein, Männer anzuwerben, welche, wie ich dächte, einen Geist hätten, der einiges wirken könnte in dem Werke (men in as I thought had a spirit that would do something in the work)." Nachdem dann der Redner den Menschenkehricht, aus welchem, wie schon erwähnt, das Parlamentsheer anfänglich vorwiegend bestand, gekennzeichnet hat („old decayed serving-men and tapsters and such kind of fellows"), zeigt er, daß mit solchen Truppen gegen die Kavaliere des Königs nicht aufzukommen wäre, und erklärt, es sei nothwendig, die Reihen der widerköniglichen Armee mit Männern zu füllen, welche ebenfalls „Spirit" besäßen, d. h. Ueberzeugung, Hingebung und Begeisterung, und „ich ging hin, Männer aufzusuchen, die in der Furcht Gottes wandelten und mit Ueberzeugung thaten, was sie thaten, und fortan wurden wir nimmermehr geschlagen, und wo immer sie" — (Cromwells Eisenseiten) — „auf den Feind trafen, da schlugen sie ihn."

So war's. Oliver organisirte in demselben Stil, in welchem er sein eigenes Dragonerregiment eingerichtet hatte, die ganze Volksarmee und stellte so jenes „Heer der Heiligen" ins Feld, wie ein solches die Welt nie und nirgends wieder gesehen hat. Walter Scott hat in seinem „Woodstock" diese puritanisch-republikanischen Kriegsleute, geworben in dem Kernvolk der englischen Freisassen- und Farmerschaft, diese finsterblickenden Psalmensänger und Predigthorcher, diese Jedediahs, Obadiahs und Zorobabels mit seiner ganzen Meisterhaftigkeit gezeichnet, aber freilich auch, als der Stocktory, der er war, mehr ins Dunkle als ins Helle gemalt. Sie hingen und hielten an Cromwell wie das Eisen am Magnet. Er war in ihren Augen das auserlesene Rüst- und Werkzeug Gottes, und was er wollte und that, war gut und wohlgethan: es konnte anders gar nicht sein. Er hinwieder betete und psalmodirte mit ihnen und sorgte für sie wie ein echter und rechter Bruder. Seine Frömmigkeit war nichts weniger als pietistisch-quietistische Gefühlsschwelgerei, sondern Thatfreudigkeit höchster Potenz.

Sein Lapidarwort: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ ist nur eine cromwellische Vorwegnahme des „Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen!“ gewesen.

Leicht begreiflich, daß Cromwells Name gar bald zu einem Schrecklaut für die Ohren der Königlichen wurde. Mochte der Oberbefehlshaber der Parlamentsstreitkräfte so oder so heißen, Essex, Manchester oder Fairfax, Freund oder Feind wußte, daß der Oliver es war. „Ist Cromwell da?“ fragte der sonst so unverzagte Prinz Rupert sorgenvoll, als am 2. Juli von 1644 die beiden Heere auf dem Marstonmoor zum Kampf antraten. Und Cromwell war wirklich da und entschied mit seinen Eisenreitern den Sieg, den ersten großen Sieg der Parlamentsarmee über die königliche. „Gott machte sie zu Stoppeln unter unseren Schwertern (Gode made them as stubble to our swords)“, schrieb er am 5. Juli aus dem Lager vor York an den Oberst Walton. Im Feldzuge des folgenden Jahres fiel bei Naseby die Entscheidung, am 14. Juni von 1645. Wiederum gab Cromwell, welcher die Reserve der Parlamentsarmee befehligte, den Ausschlag. Es war ein heißer Tag und von beiden Seiten wurde fast nur mit blanker Waffe und mit grimmiger Erbitterung gefochten. Die Wagschalen von Triumph und Niederlage schwankten lange und heftig und es kam ein Augenblick, wo der ungestüme Anprall der königlichen Reiterei unter Rupert das ganze Parlamentsheer niederzustürmen drohte: —

„They are here! they rush on! we are broken! we are gone!
Our left is borne before them like stubble on the blast;
Oh Lord put forth thy might! Oh Lord defend the right!
Stand back to back in God's name and fight it to the last.“

„Stout Skippon hath a wound, the centre hath given ground —
Hark! hark! what means the trampling of horsemen on our rear?
Whose banner do I see, boys? 'tis he, thank God, 'tis he boys!
Bear up another movement, — brave Oliver is here!“

Ja, Held Oliver war da, das Schicksal des Tages zu wenden und die Schlacht von Naseby zur letzten Karls

zu machen. Der fliehende König ließ auf der verlorenen Walstatt auch seine Brieftasche zurück, deren Untersuchung durch das Parlament die unwiderleglichen Beweise lieferte, daß Karl bei auswärtigen Potentaten um Beistand gegen das englische Volk betteln gegangen war. Er hielt sich noch kümmerlich in Oxford bis zum Frühjahr von 1646. Dann entwich er heimlich von dort und begab sich nach mitleidswerthem Umherirren in das Lager der Schotten bei Newark. Die Schotten aber — Schmach über sie! — begingen die Niederträchtigkeit, den hilflosen Flüchtling, der sich ihnen anvertraut hatte, dem englischen Parlament auszuliefern oder, wahrhaftiger gesprochen, um Geld, um den Judaspreis von 400,000 Pfund zu verkaufen.

Das Parlament hatte also vollständig gesiegt und ganz England unterstand scheinbar der parlamentarischen Macht und Gewalt. Scheinbar! Denn die wirkliche Macht und Gewalt hatte, wer das Heer hatte, und das Heer hatte Cromwell. Das große Schisma im Lager der Sieger brach alsbald aus. Hier der Presbyterianismus und das Parlament, dort der independentisch potenzirte Puritanismus und die Armee; hier republikanisch-utopisches Träumen, dort energisches Handeln; hier das Wort, dort die That; hier die Vane und Ludlow, dort Cromwell. Wem der Sieg zufallen mußte, konnte nicht zweifelhaft sein. Die presbyterianische Mehrheit des Unterhauses wollte das Königthum nicht abschaffen, sondern dasselbe nur dem Willen des Parlaments unterworfen wissen. Auf dieser Grundlage unterhandelte es mit dem gefangenen und thatsächlich entthronten Monarchen und bei etlicher Nachgiebigkeit von beiden Seiten schien eine Vereinbarung möglich, wahrscheinlich, nahe bevorstehend. Allein das Heer, von einem alttestamentlich-samuelisch gefärbten Republikanismus durchgohren, wollte von einem derartigen Uebereinkommen nichts hören. Die independentischen Agitatoren in den Reihen der Armee verlangten, daß Karl Stuart um seiner an der Nation verübten Missethaten willen gerichtet und daß die Monarchie abgethan werde. Die Armee zerhieb dann den

Knoten ihres Streites mit dem Parlament, indem sie sich der Person des gefangenen Königs bemächtigte, nach London marschirte und am 6. December von 1648 „Pride's Purganz", wie es der Wachtstubenwitz nannte, dem Unterhause verordnete, d. h. die royalistisch-presbyterianischen Mitglieder durch Soldaten unter Oberst Pride's Befehlen aus der Stephanskapelle austreiben ließ. „Kraft welchen Rechtes thut Ihr, was Ihr thut?" fragte eines der durch Pride's „Purge" aus der St. Stephanskapelle wegpurgirten Mitglieder. „Kraft des Rechtes der Nothwendigkeit — lautete die Antwort — und, fürwahr, kraft der Gewalt des Schwertes (by the law of necessity; truly, by the power of the sword)!" Der in Westminster zurückgebliebene independentische „Rumpf" war nur ein Dekretirwerkzeug in der Hand des Heeres und dieses ein Werkzeug in der Hand Cromwells. Aber freilich ein zweischneidiges Werkzeug, welches sehr behutsam gehandhabt sein wollte.

Häufig nun hat man die Frage aufgeworfen, aber, wie Wissenden wohlbekannt, nie mit überzeugender Sicherheit beantwortet, ob Cromwell zu dieser Zeit und früher schon mit Bewußtsein und Bedacht darauf ausgegangen sei, sich zum höchsten Machthaber oder wohl gar zum König Oliver dem Ersten zu machen. Zur Klärung dieses Problems ist vor allem zu beachten, was so eben über die Zweischneidigkeit des Werkzeugs gesagt worden, womit Cromwell hauptsächlich arbeitete. Er war der Abgott des Heeres, keine Frage. Allein derartige Abgötter vermögen viel öfter, als man glaubt, nur dienend zu herrschen. Die Häuptlinge von Parteien sind überhaupt gar häufig in der Lage der Fetische im Lande Kongo, allwo der Gott heute knieend verehrt und mit Menschenopfern beschmeichelt, morgen aber unter Umständen von seinen Verehrern vom Altar geworfen und durchgeprügelt wird. Thatsache ist, daß Oliver in der Armee und durch die Armee zur Macht gelangt war: er konnte demnach sein Geschick von dem des Heeres nicht trennen. Er fühlte, er wusste, daß er die in der Armee gäng und gäben Anschauungen nicht souverän ändern,

sondern im günstigsten Falle vorsichtig leiten könnte. Die religiöse Stimmung der „Heiligen in Waffen“ theilte er ohnehin aufrichtig und entschieden. Schon darum war ihm Papismus, Prälatismus und monarchischer Despotismus zuwider wie Gift und Galle.

Ferner steht fest, daß Cromwell kein abstrakter Republikaner war wie die Ludlow und Vane, welche im Tacitus und Plutarch Politik studirten, und kein utopistischer Träumer wie James Harrington, welcher in seiner „Oceana“ den Kommunismus predigte. Allerdings, auch er ist ein Principmann gewesen, aber zugleich auch ein Thatmann, d. h. ein praktischer Politiker, welcher Menschen und Dinge sah, wie sie waren. Seine staunenswerthen Erfolge mussten ihm das Gefühl seiner Kraft, mussten ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß er und er allein berufen sei, sein Vaterland zu retten, die revolutionäre Krisis zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen und England im Innern und nach außen auf die Bahn neuer Entwickelungen seiner Wohlfahrt und Machtentfaltung zu führen. Mit einem so durchaus gerechtfertigten Gefühle, mit einer so wohlbegründeten Ueberzeugung in der Brust will und kann man nicht der Zweite, sondern muß der Erste sein wollen. Und das wollte er sein, von dem Siege bei Naseby an sicherlich.

Es handelte sich also nur noch um die Form seiner künftigen Machtstellung. Aber gerade hierbei mussten sich dem Manne von praktischem Genie, welcher er war, gar mannigfache Bedenken und Erwägungen aufdrängen. Er wusste gar wohl, daß weder der alttestamentliche Republikanismus der Obadiah, Jedediah und Zorobabel, noch der angeblich griechisch-römische der Hutchinson, Sidney, Vane und Ludlow für England taugte. Er wusste ebenso, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung Staat und Königthum völlig identisch seien. In erster Linie musste ihm demnach die Erhaltung der Monarchie als das Wünschenswertheste erscheinen. Aber wie sollte das erreicht werden? Die Schwierigkeiten von Cromwells Stellung waren so erdrückend groß und schwer, daß eben nur seine Schultern

sie zu tragen vermochten. Von der einen Seite her drohten die Kavaliere mit einer rachedurstigen Reaktion, von der andern her die „Gleichmacher (leveller)" mit dem ganzen Unsinn ihrer anarchischen Träume vom „tausendjährigen Reiche". Die Iren befanden sich in offener Rebellion und das Gebaren der Schotten war so zweideutig, daß man nie recht wusste, ob man sich mit ihnen im Krieg oder im Frieden befände. Religiös-militärische Fanatiker, wie Harrison und andere Offiziere, schlugen schon damals, wie auch später, die gewaltsamste Lösung der gespannten Situation vor: — die allgemeine Niedermetzelung der königlichen Partei. Cromwell, von Haus aus kein Blutmann, verwarf jetzt und später diesen Vorschlag mit Abscheu. Sein Todfeind Clarendon hat dies bezeugt und das in Feindes Mund doppelt gewichtige Lob ausgesprochen, daß ohne Cromwells Umsicht, Feuer und Thatkraft England durch das revolutionäre Parteitreiben in Stücke gerissen und in vollständige Anarchie geworfen worden wäre [1]).

Bevor die Dinge zum äußersten gekommen waren, d. h. bevor das Parlament in der erwähnten Weise unter die Faust des Heeres gebeugt worden, hatte Cromwell einen ehrlichen Versuch gemacht, die Forderungen der Zeit und des Landes, sowie seine eigenen Ansprüche mit den monarchischen Traditionen, den Gefühlen und Sitten der Mehrzahl seiner Landsleute zu vermitteln. Während Karl Stuart zu Hamptoncourt gefangen gehalten wurde, waren Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton in persönliche Beziehungen zu ihm getreten, was in den Reihen der Armee ein solches Misstrauen erregte, daß über Cromwells „Verrath" geschrieen ward und unter exaltirten Fanatikern sogar die Rede ging, man müsste des verrätherischen Generals mittels Mordes sich entledigen. Oliver, von Verlegenheiten und Bedrohungen aller Art umringt, verfolgte seinen Plan, die Restauration des Königs zu bewerkstelligen und zugleich die Form seiner eigenen künftigen Machtstellung zu bestimmen. Er täuschte

1) Hist. of the rebellion, III, 87, 88.

sich aber hierbei gröblich in dem entthronten Stuart, den er doch kennen musste, und sollte bald bitter enttäuscht werden. Cromwell ging augenscheinlich von der Ansicht aus, das Parlament müsste seine demokratisch-hochgespannten Forderungen gegenüber dem Könige mäßigen, so daß dieser eine Vereinbarung mit dem Parlamente treffen könnte, welche ihm ohne Erniedrigung der Königswürde auf den Thron zurückzukehren gestattete. Er selbst aber, Cromwell, würde Bürge sein, daß vonseiten Karls der Vertrag treulich und redlich gehalten werden sollte, und um dieser Bürge sein zu können, müsste er bleiben, was er zur Stunde thatsächlich war, Befehlshaber über die sämmtlichen Streitkräfte des Landes.

Es ist bekannt, daß Karl ein bereitwilliges Eingehen auf diesen Plan erheuchelt hat. Cromwell sollte Obergeneral sein und auch den Befehl über die königliche Leibgarde führen, ferner den Titel eines Earls, sowie den Hosenbandorden haben und sein Schwiegersohn Ireton die Statthalterschaft von Irland. Wäre er, meinte Oliver, des Königs sicher, so würde er im Stande sein, denselben nöthigenfalls auch dem Parlamente zum Trotz auf den Thron zurückzuführen. Aber er war des Königs so wenig sicher, daß dieser im Gegentheil nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb. Der General kam, wie glaubhaft erzählt wird, auf ziemlich romanhafte Art dahinter. Einer der Spione, welche er zu Hamptoncourt hielt, ließ ihn wissen, daß aus dem Schlosse ein Geheimbrief Karls an seine Gemahlin in Frankreich abgehen werde, eingenäht in einen Sattel, welchen ein mit dem Geheimniß nicht vertrauter Diener in das Gasthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geschafft werden sollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, fassten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten diesen und fanden richtig den Brief. Der König sagte darin, er sei jetzt der Mann der Lage und könnte seine Bedingungen machen, da er von allen Parteien gesucht werde. Daran

war etwas wahres. Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falschheit Karls der Illusion sich hingab, mit allen Parteien sein Spiel treiben und schließlich alle betrügen zu können. „Im übrigen — fuhr der König fort — sei über die Zugeständnisse, welche ich zu machen scheinen mag, ganz ohne Besorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen sein wird, wohl wissen, wie man mit diesen Schuften umspringen muß: statt mit dem seidenen Hosenbande werde ich sie mit einem hanfenen Stricke schmücken."

Der das geschrieben, hatte sein Todesurtheil geschrieben. Cromwell wusste jetzt klar, wie er mit dem treulosen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich gesprochenen Worten, derselbe sei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber so falsch und verrätherisch, daß ihm schlechterdings nicht getraut werden könne". Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgiltig getroffen: — er wollte nicht allein dem Wesen, sondern auch dem Namen und Titel nach der Erste innerhalb Großbritanniens sein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrschen konnte, in seinem eigenen herrschen. Darüber soll und darf man sich nicht täuschen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantscher und Mantscher, z. B. Monsieur Merle d'Aubigné, dargestellt haben, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrscherstuhl setzte. Im Gegentheil, er schritt sehr selbstthätig und entschlossen auf diesen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit seines Genies entsprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit seines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunsche der independentischen Agitatoren, den König vor Gericht zu stellen, beitrat und diesen Wunsch sogar noch mehr aneiferte, sondern es that dies der heißblütigere Irteon und zwar ganz auf eigene Faust, während Oliver inbetreff der Frage, ob der König anzuklagen und

zu richten wäre, noch eine Weile schwankte [1]). Wahrscheinlich ging er inzwischen mit sich zu Rathe, ob und wie Karl unschädlich zu machen wäre, ohne daß man zum äußersten schritte. Ein so scharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte sich unmöglich der Einsicht verschließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, sondern daß vielmehr das letztere in der Person des Prinzen von Wales, der sofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, sowie daß der schuldlose neue König ein gefährlicherer Gegner sein könnte und müsste als der schuldige alte. Alle diese und andere ähnliche Erwägungen mussten jedoch zuletzt der Thatsache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antistuartische Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

Das folgerichtige Resultat dieser Erkenntniß war der feste Entschluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieser Entschluß wurde sodann ins Werk gesetzt mit der eisernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, sein Wasser durch die Augen abzuschlagen. Der Proceß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof“ unter dem Vorsitze von John Bradshaw konstituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Wesens formulirt. Es sollte ein großes Exempel statuirt, es sollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne erreichbar, daß die Fürsten keine Götter, sondern Menschen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer Pfaffenschwindel und daß Despoten nicht etwa nur dem Herrgott, sondern auch ihren Völkern verantwortlich seien.

Das Exempel wurde statuirt, die Lehre wurde gegeben,

---

1) So versichert wenigstens Bischof Burnet (Hist. of his own time, I, 63), welcher ja den Ereignissen nahe genug stand, die Wahrheit zu wissen, und ehrlich genug war, sie zu sagen.

in feierlicher Weise, angesichts der Welt. Freilich war der Todesspruch schon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weise, wie die Führer der englischen Revolution das Trauerspiel in Scene setzten, als ein sprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieser Männer angesehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerschlag durch die Welt dröhnte. . . . . Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung desselben unterfertigten, steht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument selber ist von furchtbarem Lakonismus [1]). Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspalästen aufgestellt, vielleicht doch einige Dienste thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat Karl Stuart durch ein Fenster des ehemaligen Bankettsals von Whitehall auf's Schaffot. Man müsste ein herzloser Mensch sein, wollte man nicht anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Procedur seinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewusst, aber er wusste wenigstens mit Würde zu sterben. Einer

1) To Colonel Francis Hocker, Colonel Huncks and Lieutenant-Colonel Phayr and to every of them.

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and condemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant . . . And these are to require all Officers and Soldiers and others thee good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service . . . Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben versprach.“ Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Bestattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windsor geschah. Am 6. Februar sodann beschloß das Haus die Abschaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen und dieses Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in diesem Lande unnütz, lästig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich ist. Darum ist es von heute an abgethan.“ England sollte ein freies Gemeinwesen („commonwealth“) sein, das Unterhaus die höchste Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die Statue Karls des Ersten vor der Börse in der City ward umgestürzt und auf das leere Piedestal schrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus.“ Der Könige letzter? Das hieß den Mund sehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrscht von dem Parlamentsrumpf, welcher seinerseits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumschränkter als je befehligten Armee war, regierte also die „Republik“ England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung ließ es sich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, so lange die Gewalt mit Geist, Kraft und Glück gehandhabt wird. Populär war die „Commonwealth“ keineswegs und so ziemlich alle Klassen blickten mit derselben Mißachtung auf die in Westminster deklamirenden und gestikulirenden Politiker, welche man die Girondisten des 17. Jahrhunderts

nennen kann und deren Leiter höchst ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafschaften von England heimische Männer waren. Man ließ sie reden und — fügte sich stillschweigend der wuchtigen Thatsache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neuestens royalistische sowie leveller'sche Widerstandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls versucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun sollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Ersten ältesten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorsam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über diese beiden Königreiche auszudehnen, und selbstverständlich betraute der Staatsrath sein Mitglied Cromwell mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Er lös'te sie. Zunächst fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 seiner kriegerischen Heiligen, auserlesenen Veteranen, schiffte er nach der Insel hinüber, deren Smaragdgrün bald von breiten Blutstreifen durchzogen ward. Charakteristisch, daß vor der Abfahrt das Heer einen strengen Buß-, Bet- und Fasttag feierte, an welchem der General selber verschiedene Bibeltexte auslegte. Es steht zu vermuthen, daß es solche gewesen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eisen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In diesem Stile ist dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. August von 1649 von Dublin aus sein Kriegsmanifest erlassen hatte. Die irischen Katholiken und Royalisten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder satanischer Finsterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mussten vom Angesichte der Erde. Die Erstürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Josua stehen. Es war eine echt alttestamentliche Schlacht- und Vernichtungsscene.

In seinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments sagte der General: „Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über die Barbaren verhängt, weil sie ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht; und auch dessen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das sind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches sonst nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret)."

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berserkergrimm seiner Soldaten zu theilen. In diesem wunderbaren Menschen verband sich mit dem General stets der Organisator und Regent. Dasselbe Schwert, dessen zerschmetternde Schläge den irischen Aufstand rasch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugschar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Insel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, dessen kraftvolle Maßregeln, die keltische Barbarei auszurotten und die irische Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erstaunlich günstigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demselben gesetzten Verwaltung so sichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, durch die cromwellische Eroberung sei Erin erst für die Civilisation erobert worden .... Zu den denkwürdigsten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfasstes Schriftstück, eine „Deklaration", welche er im Januar von 1650 von Youghal aus „zur Enttäuschung des betrogenen und verführten Volkes" an die römisch-katholischen Prälaten erließ, welche sich zu Clonmacnoise zusammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zustandezubringen versucht hatten. Die Herren Erzbischöfe und Bischöfe hatten in ihrem Manifeste besonders eindringlich

betont, daß Klerus und Laienvolk auf's engste gegen den Feind sich zusammenschließen sollten. An dieser widerchristlich-hierarchischen Unterscheidung zwischen Priestern und Laien fasste Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritanische Predigt, aus deren theologischem Gewölke helle Gedankensonnenstralen scharf und mächtig hervorschossen. „Ah, nachdem ihr eurer Gewohnheit gemäß zuerst an euch selbst gedacht und dann zweitens an „Seine Majestät", wie ihr ihn nennt, geruht ihr auch das Volk in Betracht zu ziehen. Oh, über die armen „Laien"! Ihr und euer König möchtet sie reiten und schinden, wie eure Kirche und euer König es zu allen Zeiten gethan. Doch es ist nicht schwer, zu prophezeien: das also gestachelte Roß wird hinten ausschlagen, denn dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Die willkürliche Gewalt der Könige und Priester ist ein Ding, dessen die Menschen müde zu werden anfangen, und alle die Ränke und Schwänke, welche königliche und kirchliche Tyrannei zu gegenseitiger Aufrechthaltung in Scene setzt, beginnen offenbar zu werden (arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen, their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent). Es gibt Männer, welche dieses doppelte Joch bereits abgeworfen haben; andere sind gerade daran, es zu thun. Gar viele Gedanken darüber gähren in den Gemüthern der Menschen. Der Grundsatz, das Volk sei für Könige und Pfaffen da, fängt an, ausgepfiffen zu werden (this principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded). Ich wundere mich daher gar nicht, daß eure heilige Fraternität so erbos't ist; aber ich wünsche, das Volk möchte so weise sein, um euer Reden und Thun sich gar nicht zu kümmern." Ach, ja wohl, großer Oliver! Leider harrt dein wahrhaft frommer Wunsch noch immer der Erfüllung; denn die Dummheit der Völker ist, falls dies möglich, noch unergründlicher als die deutsche Geduld, welcher doch bekanntlich noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen. Selbst die Landgrafen und Kur-

fürsten von Hessen nicht, welche doch den Geduldbohrer mit exemplarischer Virtuosität und Ausdauer zu handhaben wußten.

Nachdem der Lord-General den Iren also den Meister gezeigt hatte, zeigte er ihn auch den Schotten. Diese hatten den Vater verschachert, aber den Sohn des Verschacherten aus Holland geholt, um diesem zweiten Karl Gelegenheit zu geben, aus einem lüderlichen Prinzen ein lüderlichster König zu werden. Im armsäligen Holyroodhouse zu Edinburgh konnte er freilich vorerst nicht alle jene Eigenschaften, Talente und Gaben entfalten, welche er in späterer Zeit unter günstigeren Umständen in Whitehall zu London entfaltete, Eigenschaften, Talente und Gaben, die ihn vollkommen befähigten, die Rolle eines Bordellwirthes ersten Ranges mit Anstand und Beifall zu spielen. Im Gegentheil, er musste heilig thun, musste den „Covenant" beschwören, musste mit dem Anschein christlicher Ergebung unendliche Predigten anhören, Vormittags und Nachmittags, Predigten, in welchen von seinen eigenen Sünden sehr drastisch gehandelt wurde, und musste sich überhaupt in allem und jedem unter die frommen Daumen der Essigblicker und Wermuthsprecher von Covenantern ducken. Das hieß die bettelhafte Krone eines bettelhaften Landes fürwahr theuer erkaufen, so theuer, daß Cromwell Karl dem Zweiten im Grunde einen Freundschaftsdienst erwies, als er ihm das beschwerliche Ding vom Kopfe schlug.

Oliver, zum Generalkapitän aller Streitkräfte der Republik ernannt (Captain-General and Commander-in-Chief of all the Forces raised or to be raised by authority of Parliament within the Commonwealth), ging am 26. Juni 1650 von London nach dem Norden ab, wo er das beste Heer, welches Schottland jemals ins Feld gestellt hatte, schlagen sollte. Zunächst machte er, insbesondere in einem Schreiben vom 14. August an den schottischen Obergeneral Lesley, den Versuch, mittels der Argumente einer verständigen Politik die Schotten von der Sache der „Uebelgesinnten (malignants)" ab- und auf billigen Grundlagen den Frieden

zwischen England und Schottland zu Stande zu bringen. Er wurde nicht gehört und doch widerstrebte es ihm, gegen Glaubensgenossen die ganze Furie des Krieges zu entfesseln. Zudem war seine militärische Situation bei Eröffnung des Feldzuges eine sehr missliche. Die Schotten waren den Engländern an Truppenzahl sehr überlegen, geradezu doppelt, und hatten bei Dunbar eine sehr vortheilhafte Stellung genommen. Sie standen auf einer Hügelkette verschanzt, an deren Fuß das aus den Bergen von Lammermoor kommende Flüßchen Broxburn hinfließt. Oliver fand es bedenklich, ja unmöglich, die feindliche Position zu erstürmen, und ebenso, die seinige länger zu behaupten. Am 2. September schrieb er an den Gouverneur von Newcastle, daß er sich fast nur durch ein Wunder aus der Klemme ziehen könne („we cannot get without almost a miracle"). Am Tage darauf war alles verändert. Die Schotten begingen die Thorheit, statt den Gegner noch länger in der Klemme zu halten, in der Nacht vom 2. auf den 3. September von ihren Höhen herabzusteigen, um einen Angriff auf das englische Lager zu thun. Nichts konnte Cromwell willkommener sein. Mit gewohnter Raschheit und Bestimmtheit traf er seine Anordnungen, mit gewohnter Kraft führte er sie aus und durch, er selbst der Erste beim Angriff. Im Morgengrauen wüthete der Kampf. Er war mörderisch, aber kurz und noch vor Sonnenaufgang entschieden, vollständig zu Ungunsten der Schotten. Als sich das geschlagene Heer derselben in die wilde Flucht warf, hörte ein Ohrenzeuge den Sieger ausrufen: „Sie fliehen! Ich sage, sie fliehen (they run! I profess they run)!" In diesem Augenblick erhob sich das Tagesgestirn aus dem deutschen Meere, seine rothen Stralen von St. Abb's Head herüber auf die rothe Wahlstatt werfend, und frohlockend brach Oliver in die Worte des Psalmisten aus: „Aufstehe Gott, auf daß zerstreut werden seine Feinde!"

Die Unterwerfung Schottlands konnte jedoch, dem Siege bei Dunbar zum Trotz, nicht so rasch bewerkstelligt werden, wie die von Irland bewerkstelligt worden war.

Die Schotten erwiesen die ganze Zähigkeit ihrer hagebuchenen Natur und insbesondere machten die schottischen Pfaffen — anmaßlichere und herrschsüchtigere hat es nie gegeben, als diese echten Schüler des widerlichen Prädestinationsfanatikers, Molochisten und Scheiterhaufenentflammers Calvin gewesen sind — dem Lord-General viel zu schaffen. Er hatte in Edinburgh Winterquartiere bezogen, konnte aber im Frühjahre von 1651 den Feldzug nicht so zeitig eröffnen als er wünschte, weil eine harte Krankheit ihn auf's Lager warf. Erst der Herbst brachte die Entscheidung. Unfähig, gegen Oliver in Schottland das Feld zu halten, hatten die Stuartisten den verzweifelten Entschluß gefasst, in England einzufallen und in Eilmärschen gen London vorzudringen. Sie rechneten dabei auf den englischen Royalismus und hofften, alle Königlichgesinnten würden sich um die auf den Boden Englands getragene Fahne Karls des Zweiten sammeln. Anfangs schien das Abenteuer Erfolg haben zu wollen, obschon es einem Hauptantreiber zu demselben, dem Herzog von Hamilton, von vornherein den Geständnißseufzer entpresste: „Unser stärkstes Argument heißt Verzweiflung". Die Hoffnung auf einen massenhaften Aufstand der englischen Royalisten zu Gunsten der stuartistischen Invasion schlug freilich fehl. Dennoch drang Karl bis Worcester vor und die Bewohnerschaft von London gerieth darob in einen haltlosen Schrecken. Aber hierfür war kein Grund vorhanden; denn schon hatte sich Cromwell mit seinem Heere zur Verfolgung des Feindes aufgemacht und gerade am Jahrestag der dunbarer Schlacht, am 3. September, fiel er bei und in Worcester auf die königliche Armee, wiederum „wie Thors Hammer". Karl Stuart selbst entging für seine Person nur mit äußerster Noth und Gefahr dem zerschmetternden Hammerschlag, seine Streitmacht aber war zu Staub zerschlagen. Am folgenden Tage berichtete Oliver an den Sprecher des Parlaments über „the great things the Lord hath wrought for this Commonwealth and for His People". Er bezeichnete mit Recht den Sieg als einen vollständigen („an absolute

victory") und nannte denselben eine krönende Gnade (a crowning mercy").

Freitags am 12. September von 1651 zog der Sieger von Worcester triumphirend in London ein, empfangen von dem Parlament und dessen Sprecher, vom Staatsrath und dessen Lord-Präsidenten, von den Behörden der Stadt und der Grafschaft Middlesex, und es mochte sich bei diesem Triumpheinzuge des Gewaltigen, welcher so eben der Commonwealth England zwei Königreiche unterworfen hatte, manchem der Gedanke aufdrängen, welchen der independentische Prediger Hugh Peters vor sich hin geflüstert haben will: — „Der Mann wird König von England sein!"

7.

Er brauchte das nicht erst zu werden: er war es bereits thatsächlich, und wenn „König" im Hochsinn des Wortes einen echten und rechten Volksregierer und Staatslenker bedeutet, so hat es einen wahrhaftigeren König niemals gegeben, als Cromwell einer gewesen ist, innerhalb wie außerhalb Großbritanniens nicht.

Aber wäre Oliver der Große nicht ein Größerer gewesen, so er, nachdem er glorreich die Machtstellung der englischen Republik nach innen und außen gesichert hatte, seinen Kommandostab schlicht-bürgerlich auf den Tisch des Parlaments niedergelegt und sich auf seine Farm in Ely zurückgezogen, also gethan hätte, wie 132 Jahre später der erlauchteste Mann des modernen Weltalters, George Washington, drüben in Amerika that? Ach ja, 132 Jahre später und drüben in Amerika! Diese beiden Thatsachen geben die Antwort auf die gethane Frage. Ruhm und Preis für allzeit dem großen Bürger, der i. J. 1783 einer Königskrone, einer Kaiserkrone das Bewußtsein verzog,

seinem Lande die Freiheit gegeben zu haben! Allein sehende Augen müssen erkennen, daß Cromwell i. J. 1651 und hüben in England nicht also handeln, ja nicht einmal den Gedanken „schlichtbürgerlicher“ Machtentsagung haben konnte. Schon desshalb nicht, weil der Begriff einer Bürgerlichkeit, wie ihn erst die Philosophie des 18. Jahrhunderts geschaffen hat, im 17. noch gar nicht existirte. Und dann, konnte es einem Manne vom Bau Olivers einfallen, das große Werk, welches er mit so harter Arbeit aufgerichtet hatte, Unberufenen, Uebelgesinnten und Thoren, Faselern und Fanatikern des tausendjährigen Reiches, komplottirenden Stuartisten und Prälatisten, steifnackigen Doktrinären, welche in Westminster die Wände der Stephanskapelle müde schwatzten, zur raschen Wiederzerstörung zu überliefern und zu überlassen? Das konnte ihm nicht einfallen und fiel ihm auch nicht ein.

Wohl, aber warum hat er sich dann nicht offen und ohne weiteres zum König gemacht? Weil das Heer, auf welches er sich dem Rumpfparlament gegenüber stützen musste, der Wiederaufrichtung des Königthums ganz entschieden abhold war. Diese bewaffneten Heiligen hingen an dem Worte Commonwealth: sie waren bereit, ihren geliebten General, das auserwählte Rüstzeug des Herrgottes Zebaoth, zum Diktator der Republik zu machen, aber sie hätten ohne Zweifel die Schneide ihrer frommen Schwerter sofort gegen den King Oliver gekehrt. Bevor an einen Wiederbau des Thrones zu denken war, mußte das cromwellische Heer erst in sich zersetzt, von seinen Führern verrathen und seines großen Hauptes durch den Tod beraubt sein. Für jetzt nahm es die Ausschlag gebende Stellung im Staate ein.

Der feindselige Gegensatz zwischen der Armee und dem Parlamente wurde bald ein klaffender. Das letztere wollte begreiflicher Weise das Land möglichst rasch der Militärgewalt entziehen und die parlamentarische Gewalt, also zunächst die eigene, zur Omnipotenz erheben. Die in Westminster leitenden Leute übersahen nur, daß ein

Cromwell an der Spitze eines siegreichen Heeres sich nicht durch eine Handvoll doktrinärer Schwätzer, welche überdies in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes gar kein Mandat mehr besaßen, werde maßregeln lassen. Es kam denn auch, was bei Lage der Sachen kommen mußte. Die Situation war gegen den Frühling von 1653 zu so gespannt geworden, daß nur noch vom Biegen oder Brechen die Rede sein konnte. Es brach. Denn während die Phantasten der Stephanskapelle als echt- und rechtschaffene Parlamentirer vom Debattiren und Resolutioniren alles erwarteten und abhängig wähnten, hatte Cromwell seinen Entschluß gefasst und traf die zur Ausführung desselben nöthigen Maßnahmen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nicht nur die Armee, sondern die gesammte öffentliche Stimmung verlangte, es möge und solle der Existenz des „Fag-end“ oder „Rump“ von Parlament ein Ende gemacht werden. Natürlich fehlte es nicht an feinen, gröberen und gröbsten Winken für die Herren in Westminster, daß es die höchste Zeit für sie wäre, sich wegzuheben. Aber ebenso natürlich war des Schwatzes süße Gewohnheit stärker als alle anderen Rücksichten und Beweggründe.

Am 20. April von 1653 verließ Cromwell zur Stunde, wo der Rumpf in der Stephanskapelle eine Bill berieth, welche die Verlängerung seiner — des Rumpfes — Autorität und Gewalt sichern sollte, Whitehall und ging, von einem Halbdutzend seiner Officiere begleitet, nach Westminster. Unterwegs nahm er eine Kompagnie Musketire mit, welche zu dem Zwecke bereitstand, Pforte und Vorhalle des Parlamentshauses zu besetzen. Dies gethan, trat Cromwell in den Sitzungssal und setzte sich auf seinen gewohnten Platz neben dem Generalmajor Harrison. Sir Henry Vane hatte das Wort und wies die Dringlichkeit der Verlängerungsbill nach. Oliver hielt an sich, bis die Abstimmung beantragt wurde. Da neigte er sich zum Ohre Harrisons, flüsterte demselben zu: „Jetzt ist es Zeit; ich muß es thun (I must to it)!“ stand auf, nahm den

Hut ab und begann zu sprechen. Seine Rede war wie ein von Wolkenbrüchen geschwellter Waldstrom, erst fernher dumpf rauschend und dröhnend, dann näher herandrohend und endlich in donnernden Zornkatarakten sich ergießend. „Das sei keine parlamentarische Sprache meint ihr? Wohl, ich weiß es, aber erwartet keine andere von mir.“ Und mitten in den Sal tretend, stülpte er den Hut auf den Kopf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und runzelte die armen Doktrinäre und Schwatzleute an: „Ihr habt kein Herz für das Gemeinwohl und nur Sinn dafür, euch in beständigem Besitze der Macht zu erhalten. Eure Zeit ist um, der Herr ist fertig mit euch. Ich will eurem Gewäsche ein Ende machen (I will put an end to your prating). Ruft sie herein, Harrison!“ Die Thüre that sich auf und Oberst Worsley kam mit 20 oder 30 Musketiren herein. „Ihr nennt euch ein Parlament?“ rauschte der Zornstrom weiter. „Ich sag' euch, ihr seid kein Parlament. Söffer und Hurer sitzen unter euch. Ihr habt schon allzu lange hier gesessen. Geht, macht ehrlicheren Leuten Platz! Fort mit euch! In Gottesnamen, packt euch!“ Sir Henry Vane wagte einen Protest. „Oh, Sir Henry Vane,“ rief Cromwell aus, „du mit deinen subtilen Kasuistenstücklein und abstrusen Haarspaltereien (thou with thy subtle casuistries and abstruse hairsplittings)! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane! . . . Holt den Sprecher von seinem Sitze herunter und steckt ihn hinaus!“ Harrison fasste den Sprecher am Talar und führte ihn hinaus, worauf die Mitglieder den Sal verließen. Der Lord-General trat an die Tafel, ergriff die darauf liegende Skepterkeule („mace“) des Sprechers — so eine Art von parlamentarischer Monstranz — gab sie einem Musketir und sagte: „Was soll uns der Firlefanz (bauble)? Fort damit!“ Hierauf ließ er den geleerten Sal schließen und kehrte nach Whitehall zurück. Kein Finger hatte sich für die weggesäuberten Schwätzer gerührt. „Ihr Verschwinden machte keinen Hund bellen (we did not hear a dog bark at theirgoing).“ Etliche Stunden später lös'te Oliver auch

den vom weggewischten Parlament gewählten Staatsrath auf, ohne die geringste Schwierigkeit. Der idealste aller idealen Republikaner von damals, James Harrington, und der genialste und edelste Bekenner des republikanischen Kredo, John Milton, beide haben sie den cromwellischen Hammerschlag vom 20. April als eine patriotische That anerkannt, mittels welcher England von der Herrschaft einer ebenso anmaßlichen als unfähigen Oligarchie befreit wurde. Aber der Gewaltakt vom 20. April ließ doch einen schmerzenden Stachel in Cromwells Seite zurück. Einen schmerzenden und nie ganz zu beseitigenden Stachel: — alle seine späteren Versuche, mit seiner Herrschaft die parlamentarischen Traditionen seines Landes zu versöhnen und Parlamente um sich zu versammeln, sind misslungen und zum Theil ganz lächerlich ausgefallen. Man braucht, um hieran zu erinnern, nur das „Barebone-Parlament" zu nennen.

Oliver hatte nach der Aprilkatastrophe von 1653 einen neuen Staatsrath von 13 Mitgliedern gebildet und unter dem Titel eines Lord-Präsidenten desselben die Regierung von Großbritannien und Irland übernommen. Im Winter des nämlichen Jahres trat an Stelle dieses Provisoriums die Errichtung des Protektorats. Am 16. December wurde Cromwell in der großen Festhalle von Westminster als Lord-Protektor der Republik von England, Schottland und Irland feierlich proklamirt und auf den Staatssessel gesetzt. Es hat sich damals, wie auch später noch, darum gehandelt, ob nicht der General den Königstitel annehmen sollte, und ein Mann, welchem selbst nörgelnde Pedanten einige Kompetenz und Autorität in Sachen der Staats- und Rechtsgeschichte von England einräumen werden, Macaulay, hat sicherlich mit Recht behauptet, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung der Wiedererstehung der Monarchie in der Person Cromwells mit entschiedener Zustimmung begrüßt und die überwiegende Mehrheit der Nobility und Gentry sich beeilt haben würde, dienstwillig die Hand Körig Olivers zu küssen. Noch mehr, Zeitgenosse Clarendon berichtet mit dürren Worten, daß guter Grund zu der Annahme vor-

handen sei, ein großer Theil der königlichen Partei wäre Cromwell zugefallen, so dieser sich die Krone aufgesetzt hätte. Der Protektor, welcher selbstverständlich zu dieser Zeit nicht mehr der naive Enthusiast von 1628 war, sondern der unter großen Geschäften, schweren Sorgen, harten Anstrengungen, glänzenden Erfolgen und bitteren Erfahrungen zu seiner vollen Höhe herangereifte Staatsmann, erkannte gar wohl die Vortheile, welche ihm der Königstitel verbürgen würde, allein es verwehrten ihm, wie weiter oben dargethan worden, schwerwiegende, wenn nicht absolute Gründe den ihm sonst so nahegelegten und scheinbar ganz leichten Griff nach der Krone.

Mit diesen zwingenden äußeren Motiven verbanden sich aber ohne Zweifel nicht minder zwingende innere. Es hieße diesem großen und guten Manne schreiendes Unrecht anthun, wollte man glauben, seine wiederholte Weigerung, den Königstitel anzunehmen, wäre nur Heuchelei und Posse gewesen. Die Wahrhaftigkeit — dieses Hauptcharaktermerkmal der wahrhaft großen und guten Männer — ja, die Wahrhaftigkeit seiner Seele verbot es ihm. Er fühlte, daß die Annahme der Krone eine Verleugnung seiner eigenen Vergangenheit, daß ein gekrönter Cromwell ein greller Widerspruch in sich selber wäre. Der eine Krone mitsammt dem Kopfe, auf welchem sie gesessen, abgeschlagen hatte, konnte nicht eine Krone aufsetzen wollen.

Eine schlichte Größe, eine schwermüthige Treuherzigkeit, welche in dem Munde eines so eisernen Mannes wahrhaft rührend und erschütternd wirkt, spricht aus den Verhandlungen, welche der Protektor im April und Mai von 1657 mit seinem sogenannten „zweiten" Parlament pflog, das eine neue Verfassung für Großbritannien entworfen hatte, kraft welcher die Monarchie hergestellt werden sollte und Cromwell in aller Form angegangen wurde, Amt und Titel eines Königs anzunehmen. Er zollte mit warmen Worten den Bestimmungen dieses Verfassungsentwurfes zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit seine Anerkennung; er gab auch offen zu, daß, obzwar für ihn

persönlich das Aufsetzen oder Nichtaufsetzen der Krone nur die Bedeutung habe, ob „er auf seinen Hut eine Feder stecke oder keine“, vom Gesichtspunkte der praktischen Politik aus die Annahme des königlichen Titels sich empfehle: aber er könne sich nun einmal nicht damit befreunden, es gehe ihm gegen den Mann. Als am 13. April die große Parlamentskommission vor dem Protektor in Whitehall erschien und in feierlicher Audienz das wiederholte Anerbieten der Krone vorbrachte, motivirte Cromwell in ausführlicher Rede seine Ablehnung. Besonders charakteristisch war in dieser Rede die Stelle: — „Ich habe den Platz, auf welchem ich stehe, eingenommen nicht so sehr in der Hoffnung, Gutes zu thun, als vielmehr mit dem Wunsche, Schäden abzuwenden, von welchen ich die Nation bedroht sah (not so much out of hope of doing any good, as out of a desire to prevent mischief and evil, which I did see was imminent on the nation). Ich sah, daß wir kopfüber in Verwirrung und Anarchie hineinrannten, und da entsprach ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Wunsche, mich dahin zu stellen, wo ich jetzt stehe. Auf Titel und Namen kommt es dabei gar nicht an. Es handelt sich darum, den Frieden und die Freiheiten der Nation zu gründen und sicherzustellen, und da bin ich bereit, euch zu dienen, wie ich kann, — nicht als ein König, aber als ein Konstabler, so 's euch gefällt (not as a king, but as a constable, if you like). Denn, fürwahr, oft hab' ich vor Gott gedacht, daß ich mein Geschäft und meinen Platz nicht besser bezeichnen könnte, als wenn ich mich mit einem guten Konstabler vergliche, welcher dazu da ist, den Frieden in einer Gemeinde aufrecht zu erhalten. Und wahrlich, das gereichte und gereicht mir in allen Trubeln und Trübsalen, die ich durchzumachen hatte und habe, zur Beruhigung und Genugthuung, daß ihr jetzt Frieden habt.“

Mittels einer Zuschrift an den Sprecher des Parlaments vom 8. Mai 1657 lehnte Oliver endgiltig den Königstitel ab („I cannot undertake this government with the title

of king") und fuhr fort Großbritannien als Lord-Protektor zu regieren, royalistischen, doktrinär-republikanischen, papistischen, anglikanischen und leveller'schen Anfeindungen, Nörgeleien, Fanatismen, Verschwörungen und Mordkomplotten zum Trotz. Es war eine Gewaltherrschaft, keine Frage; mit dem Schwerte gewonnen und mit dem Schwerte behauptet, nur von den Riesenschultern Olivers getragen und voraussichtlich mit dem Leben des Riesen zusammenbrechend. Aber es war eine Regierung der Wohlfahrt und des Ruhmes, ja, und auch eine Regierung der Milde und Duldung, soweit die Leidenschaften der Feinde des Protektors demselben nur immer gestatteten, Milde und Duldung zu üben. Selbst der heftige Royalist und eingefleischte Stuartist Hume sieht sich, um doch den Thatsachen der Geschichte nicht allzu hart ins Gesicht zu schlagen, genöthigt, des Protektors bürgerlicher Verwaltung, seiner Achtung vor dem Gesetze, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Fürsorge für eine fleckenlose Rechtspflege Lob zu spenden[1]). In Wahrheit, England ist nie besser regiert worden, als es von Cromwell regiert wurde, und das innere Gedeihen der Nation unter dieser Regierung war so augenscheinlich, daß nur ganz verbohrte Kavaliere und ganz verrückte Millenniarier es leugnen konnten.

Die glänzenden Erfolge des Protektors nach außen, den herrlichen Aufschwung, welchen er der Macht Englands gab, mochten selbst Kavaliere und Millenniarier nicht leugnen. Auch Stuartist Hume fühlte beim Rückblick auf das, was Cromwell für seines Landes Geltung und Ehre gethan, sein Herz etwas höher schlagen. Er sagt: „Die große Seele dieses glücklichen Usurpators war auf die Ausbreitung der Ehre des englischen Namens gerichtet und er pflegte sich zu rühmen, daß er den Namen eines Engländers ebenso gefürchtet und geehrt machen wollte, als jemals der Name eines Römers gewesen sei." In Wahrheit, er durfte sich

1) Hume, Hist. of England, II, ch. 2.

also rühmen, weil er vollbrachte, was er sich vorgesetzt hatte. Er besiegte alle Feinde seines Landes und schrieb ihnen Gesetze vor, er ließ die englische Flagge triumphirend auf allen Meeren wehen, er war der geniale Impulsgeber und energische Wegzeiger seiner Nation auf ihrem Vorschritt zur Weltmachtstellung. Nach zwei Richtungen hin gebührt aber, wenn ich recht erwäge, dem Wesen und Walten des Protektors der höchste Preis. Erstlich hat die herzliche Förderung, welche er den jungen puritanischen Kolonien in Amerika angedeihen ließ, eine Zukunftssaat von unberechenbarer Ertragsfähigkeit mitstreuen geholfen. Zweitens war es Cromwells Politik, welche der reißenden römischen Reaktion im 17. Jahrhundert Halt gebot. Ja, nicht etwa der selbstsüchtige Eroberer Gustav Adolf von Schweden, sondern vielmehr der Protektor der Commonwealth von England ist der Fels gewesen, an welchem die Springflut jener verderbenschwangern Reaktion sich gebrochen hat. Oliver Cromwell war der echte und rechte Held des Protestantismus — ich meine das, wie Denkende leicht errathen, nicht im bornirt konfessionellen Sinne — er war der glorreiche Schwerthalter germanischer Freiheit gegenüber romanischer Verdummung und Tyrannei . . .

Der große Glückstag seines Lebens, der 3. September, an welchem er seine besten Schicksalshammerschläge gethan hatte, sollte auch des Mannes Todestag werden. Am 3. September von 1658 starb der Gewaltige und die Nachfolge seines Sohnes Richard im Protektorat ging scheinbar ganz ruhig und glatt von statten. In Wahrheit und Wirklichkeit aber begann schon am Tage nach Olivers Hingang die Agonie der Commonwealth. Sie ging zu Grunde und es folgte die schmachvolle Orgie der stuartischen Restauration, welche mit einem namenlosen, jedoch vollkommen ihrer würdigen Akt der Barbarei und Gemeinheit eingeweiht wurde. Man riß den halbverwes'ten Leichnam Cromwells, man riß die Gebeine seiner hochehrwürdigen Mutter und seiner geliebten Tochter Bridget aus ihren Gräbern, schleifte sie nach dem Richtplatz zu Tyburn und hing sie dort

an den Galgen, — im Namen der Gerechtigkeit und des Königs.

Also lohnte England dem größten seiner Männer. Aber die Weltgeschichte hat den Namen Oliver Cromwells mit ewigleuchtenden Zügen in ihr Pantheon geschrieben und die Namen Karls des Zweiten und seiner Mitkujone für ewig an i h r e n Galgen genagelt.

Ein Prophet.

„Malo periculosam libertatem quam quietum servitium.“

Rafael Leczynski.

1.

In einer der Handschriften meines verstorbenen Freundes, des wunderlichen Dr. Jeremia Sauerampfer, eines gelehrten Troglodyten, findet sich die ketzerische Auslassung:

„Wäre ich Mitglied einer Strafgesetzgebungskommission, so würde ich, als ein Verehrer des alttestamentlichen Jus talionis, beantragen: In den Zuchthäusern der Zukunft sind die allerärgsten Sünder und Verbrecher anzuhalten und unter Umständen zu zwingen, täglich etliche Stunden lang in der christlichen Kirchengeschichte zu lesen, — maßen solche Lesung für die schwerste Pön zu achten ist.“

In einer Note hat dann der Heide von Doktor zur Begründung seines Antrags manches nicht ganz Unebene gesagt. Unter mehrerem dieses: — „Es ist in der Kirchengeschichte, welche unser glorreicher Wolfgang der Einzige einen „Mischmasch von Unsinn und von Gewalt“ zu nennen so frei gewesen, kaum eine Seite zu finden, deren Inhalt nicht so oder so daran erinnerte, daß die Priester der „Religion der Liebe“ auf's Haar jenen Raubmördern

glichen, welche, wie Seneka meldet, zu seiner Zeit in Aegypten ihr Wesen trieben und die man Philethen (Liebende) nannte, weil sie die ihnen Begegnenden umarmten und küssten, um dieselben zu — erwürgen. Diese Thatsache muß der liberalisirenden Theologie unserer Tage sehr unbequem sein und die Gute strengt sich daher an, mittels einer ihrer gewohnten Schleiermachereien sich darum herum oder darüber hinweg zu schwindeln. Sie wähnt nämlich jeden gegen das Christenthum erhobenen Ein- oder Vorwurf pariren zu können mit der Forderung, daß man Christenthum und Kirche streng unterscheiden müsste. Aber wo bliebe denn das Christenthum, falls man die Kirche oder die so und so vielen Kirchen und Konventikel abzöge, d. h. falls man Dogmen und Kulte beiseite stellte? Es würde spurlos im Nebel der Phrase verflattern. Denn die humane Idee, welche vor dem Christenthum da war und nach dem Christenthum da sein wird, sowie die verschiedenartigen Erscheinungsformen und Bethätigungen dieser Idee für Christenthum ausgeben zu wollen, dazu dürfte selbst die Sophisterei eines potenzirten Krumm- oder Schleiermachers nicht fr—omm genug sein. Die humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten der modernen Gesellschaft sind nicht nur nicht vom Christenthum eingegeben, sondern sie sind auch wesentlich unchristlich. Warum nicht gar? Allerdings! Diese humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten sind ja Wirkungen der modernen Kultur, welche auf der Sorge für das „Irdische“ und auf der Freude am Irdischen, auf dem Zweifel, auf dem Widerspruch und Widerstand gegen priesterliche Bevormundung, auf der freien Forschung, auf der Pflege des Schönheitssinnes, auf der Schaffung von Wohlstand und der Vervielfältigung des Behagens, auf der möglichst bequemen, gesunden, anständigen und genüsslichen Einrichtung unserer Erdenheimat beruht, das will sagen auf lauter Trieben, Wünschen, Vollbringungen und Veranstaltungen, welche das ganz wesentlich asketische, d. h. naturlose, mönchische, antisociale und bildungsfeindliche Christenthum entschieden verwirft. Jeder echte Christ

ist ein Gegner, ist geradezu ein Todfeind der Civilisation. Man sollte daher billiger Weise weder den Insassen des römischen Vatikans ihr flüchespeiendes Delirium tremens, noch den Mitgliedern des berliner Oberkirchenraths ihre Knakismen, noch den hochwürdigen Herren von der Schleiermacherei ihre Tifteleien und Gifteleien, ihre Suppositiönchen, Interventiönchen, Denunciatiönchen und Inquisitiönchen verübeln. Diese Christen sammt und sonders thun nur, was sie thun müssen, um „„Zeugniß zu geben für den Herrn"". Sie können gar nicht anders." . . .

Soweit unser ungeleckter, nachsintflutlicher Höhlenbär. Wir überlassen ihm die Verantwortlichkeit für sein zeitwidriges Gebrumme, können aber leider nicht umhin, auch unsererseits eine den „liberalen" protestantischen Theologen unliebsame Thatsache vorzubringen. Nämlich diese, daß es eine fromme Kriegslist, wenn der Protestantismus das Verdienst anspricht, in der modernen Welt die Gewissens-, Glaubens- und Denkfreiheit begründet zu haben.

Der Protestantismus musste naturnothwendig ebenso ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig sein wie der Katholicismus, weil er wie dieser eine dogmatisirte Religion, und daß die verschiedenen protestantischen Kirchen allzeit und überall nach Kräften ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig wirklich gewesen sind, weiß jedermann. Die Herren Reformatoren selber spielten die Inquisitoren, soweit immer ihre Mittel es erlaubten, und kein Papst hat sich infallibler gebärdet als Luther und Calvin. In's Blutig-Große aber trieb die Verfolgung gegen Andersgläubige vor allen anderen protestantischen Kirchen die englische Hof- und Staatskirche, weil sie, eins mit der Königsgewalt, über die reichsten Verfolgungsmittel gebot.

Das Gesagte ist selbstverständlich nur im konstatirenden, nicht etwa im tadelnden Sinne vorgebracht. Die römischen, lutherischen, calvinischen und anglikanischen Theologen, die Reformatoren und Inquisitoren vollbrachten zweifelsohne ihre Barbareien zumeist in guten Treuen. Sie wussten es nicht besser. Auch reducirt sich der ganze Unterschied

zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert einerseits und dem 18. und 19. anderseits im Grunde darauf, daß die menschliche Dummheit, Bosheit und Grausamkeit früher die religiöse Verfolgung zur Lieblingssache ihres heiligen Eifers machten, während sie später das politische Verfolgungsgeschäft mit besonderer Vorliebe betrieben. Das Objekt der Verfolgung wechselte und wechselt, verfolgt aber musste und muß unter allen Umständen werden. Der Mensch thut es nicht anders und kann es nicht anders thun. Denn Verfolgen und Verfolgtwerden gehört wie Handeln und Leiden unerlässlich zum Fluche des Daseins, welches aufhören müsste, sobald es aufhörte, ein Kampf zu sein. Die Entwickelung der Menschheit geht nur in schroffen Gegensätzen vor sich. Reibung muß sein. Aus der widerwilligen Begattung von Stahl und Stein entspringt der zündende Funke. Lasst die Gegensätze auf einander losschlagen und wadet durch die Blutlachen der unendlichen Walstatt dem „anderen Ufer“ zu, gleichviel ob dasselbe jemals erscheine oder nicht. Strebe! Ringe! Kämpfe! „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“ und —

„Es währt nur eine kurze Weile,
So liegst auch du, wo alles liegt,
Was nach des Lebens Kampf und Eile
Zum langen Schlafe sich geschmiegt.
Und wenn die Woge dich erfasste
Und trug dem großen Meer dich zu,
Schläfst bei Millionen du zu Gaste,
Die auch vergessen sind wie du“.

2.

Rabenmutter High Church stieß ihren düsteren Heldensohn Puritanismus in die amerikanische Wildniß hinüber, hoffend, daß der Verhasste dort im Ringen mit Hunger

und Kummer, mit Rothhäuten und Urwaldbestien zu Grunde gehen werde. Aber er ging nicht zu Grunde, er gedieh vielmehr wundersam unter all der ungeheuren Mühsal und Arbeit, die er zu leiden und zu thun hatte, und wuchs zu einem Riesen auf, dessen Arme bestimmt scheinen, den Erdball herrschend zu umspannen.

In Wahrheit, an jenem 11. November von 1620, als die erste Schar der puritanischen „Pilgerväter" in Sicht der Küste von Neu-England in der Kajüte des Barkschiffes „Mayflower", worin sie über den weiten Ocean geschwommen, ihren schlichtfeierlichen Dankgottesdienst abhielt, um dann in freier Berathung eine bündige Verfassung für die an der vor ihren Augen liegenden wilden Küste zu gründende Kolonie zu entwerfen, — zu jener Stunde wurde im Weltgeschichtebuch ein neues Kapitel aufgeschlagen. Denn zu jener Stunde geschah es ja, daß der moderne Demokratismus seine Augen zum Dasein aufschlug, lebensfähig mit den jungen Beinen strampelte und mit kräftiger Bruststimme, obzwar vorerst noch nur in unartikulirten Lalltönen, kundthat, daß er da sei und Willens, da zu bleiben und etwas vorzustellen und etwas vor sich zu bringen in der Welt. Treffend hat Bancroft gesagt: „In the cabin of May-flower humanity recovered its rights and instituted government on the basis of equal laws for the general good."

Hunderte und tausende von europäischen mit Pracht und Prunk in Scene gesetzten und mit Trompeten und Pauken abgespielten Staatsaktionen kommen an Werth und Wichtigkeit, an menschheitlicher Bedeutung und Tragweite nicht entfernt jenem Akt in der ärmlichen Kajüte der Maiblume gleich, wo einundvierzig Männer, um ihres Glauben willen durch staatspfäffische Verfolgung aus ihrem Vaterlande getrieben, den Granitgrundstein zum Riesenbau der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika gelegt haben. Wohl thaten die Nachkommen der Pilgerväter („Pilgrims-fathers") recht, das Felsstück, auf welches die Gründer der ersten der Neu-Englandskolonieen, die Gründer von

Neu-Plymouth, beim Landen ihre Füße gesetzt hatten, pietätvoll zu einem nationalen Heiligthum zu machen.

Eine deutsche Frau hat die Geschichte der Kolonisation von Neu-England geschrieben [1]. Musterhaft! Kein englisches oder amerikanisches Buch über den Gegenstand — selbst den bezüglichen Band von Bancrofts großem Werke nicht ausgenommen — kommt an Umfang und Gewissenhaftigkeit der Forschung, treffendem Urtheil und fesselnder Darstellungsweise diesem deutschen gleich. Talvj hat es verstanden, das große Werk der Carver, Smith, Bradford, Winslow, Winthrop, Endekott, Eaton und ihrer Mitstreiter, das Werk der Gründung und Förderung der Pflanzstaaten von Neu-England so uns vorzuführen, daß es uns auch menschlich nahegebracht wird und wir mit vollem Gemüthsantheil betrachten können, wie aus kleinen Anfängen Schritt für Schritt Großes und Größtes geworden ist. Das Buch muß nicht allein für die beste historische, sondern darf wohl auch für die beste wissenschaftliche Arbeit überhaupt erklärt werden, welche bislang von einer Frau gethan wurde.

Wie gewaltig aber der Puritanismus aufstand diesseits und jenseits des Meeres, wie unermesslich segensreich sein Wesen und Wirken für die Menschheit geworden, eine liebenswürdige Erscheinung war er nicht. Vielmehr ein steifkattunener Geselle mit einer ewigen Leichenbittermiene, in die Kanibalismen des alten Testaments sich versenkend und über den grotesken Phantasiestücken der Offenbarung Johannis grübelnd; ein Essigblicker, welcher den großen Shakspeare alles Ernstes für ein Kind Belials hielt und wähnte, daß es eine Todsünde, um den Maibaum zu tanzen

---

1) Talvj, Autorname von Therese Adolfine Luise von Jakob, geb. 1797 zu Halle, verheiratet an den Amerikaner Robinson 1828, gest. in Hamburg 1870. Von ihren anderweitigen, in deutscher und englischer Sprache veröffentlichten Arbeiten sind besonders-verdienstvoll die „Volkslieder der Serben“ (1825), der „Historical view of the slavic languages“ (1834), die Abschluß gebenden „Untersuchungen über die Echtheit des Ossian“ (1840), und der „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen“ (1840).

oder zur Weihnacht Rosinenpudding zu essen und hübsche Mädchen unter dem Mistelzweig zu küssen. Die beiden erlauchtesten Söhne und erleuchtetsten Träger des Puritanismus, der Ideemann Milton und der Thatmann Cromwell, sie wussten und wollten freilich von solcher Bornirtheit nichts. Der große Oliver war sogar ein Stück von einem Humoristen, welcher mit seinen „Ironsides“ fromm psallirte, aber auch fröhlich pokulirte. Im Lager predigte er ihnen was vor, aber vor dem Feinde sagte er zu ihnen: „Haltet euer Pulver trocken!“

Es verhielt sich eben mit dem Puritanismus, wie es sich mit noch gar vielem verhielt und verhält. Geniale Menschen thun neue Ideen auf und ihre mittelmäßigen Nachbeter machen geistlose Schablonen daraus. Der Rabbi Jesus von Nazaret ließ es sich, als er sich einen „Sohn Gottes“ nannte, gewiß nicht träumen, daß vernagelte Bonzen an diesem Worte so lange herumquetschen und herumzerren würden, bis glücklich das Kredo (= „quia absurdum“) des Dreifaltigkeitsdogma's daraus geworden wäre.

Die Schicksale des Puritanismus machen es begreiflich, daß er ein finster zelotisches Wesen annehmen konnte und daß seine ganze Anschauungs-, Denk- und Sprechweise vom alttestamentlichen Molochismus durchsäuert wurde. Wenn er aber so dumm war, die Freude am Leben für Sünde zu halten, so ist das s e i n e Sache gewesen und hat er damit zumeist nur sich selber genarrt und geschadet. Viel schlimmer dagegen war es, daß er, eingekrebst in seinen steinherzigen Bibelglauben, das schnöde Unrecht, welches an ihm verübt worden, auch seinerseits zu üben begann, daß er, nachdem er kaum aufgehört, ein Verfolgter zu sein, ein Verfolger wurde. Die Puritaner henkten nicht etwa nur Hexen, sondern sie wütheten auch gegen alle, welche sich nicht zum striktpuritanischen Katechismus bekannten. So war in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Boston und der ganzen Kolonie Massachusetts, welche bekanntlich der bedeutendste unter den Pflanzstaaten von Neu-England war und blieb, eine heftige Verfolgung gegen die Sekte der Quäker im Gange, die sich

allerdings durch ihren absonderlichen Fanatismus sehr unbequem machten und manches unerträgliche Aergerniß gaben. Lief doch eines Tages eine hübsche Quäkerin, Deborah Wilson, in der Glut ihrer Verzückung fasernackt durch die Gassen von Salem und entschuldigte einer ihrer Mitquäker die Eingefangene und in den Stock Gelegte mit den Worten: „So der Herr eine seiner Töchter antreibt, euch ein Zeichen eurer Nacktheit zu sein, so ist das freilich ein schweres Kreuz für ein anständiges Frauenzimmer; aber der Herr will Gehorsam“. Ein anderer Glaubensbruder des „anständigen Frauenzimmers“ meinte, der Herr habe ja dem Propheten Jesaia (Kap. 20) auch befohlen, nackt einherzugehen „zum Zeichen und Wunder über Aegypten und Mohrenland“. Es dürfte überhaupt schwer oder unmöglich sein, eine Schamlosigkeit, Gaunerei, Schurkerei oder Brutalität auszuhecken, für welche sich im „Buch der Bücher“ nicht ein „frommes“ Vorbild auffinden ließe.

Alle Katechismusphrasen beiseite gestellt, heißt die große Feder in dem Triebwerk der Natur und der Gesellschaft Eigenliebe. Die Kultur kann diese ihre Haupttriebkraft veredeln, aber sie darf nicht daran denken, dieselbe zerstören zu wollen, ohne sich selbst zu vernichten. Der ruhelose Wunsch eines jeden Menschen, seine Lage zu verbessern, ist der große Motor aller socialen Entwickelung, alles Vorschritts. Die menschliche Selbstsucht ist demnach keineswegs an und für sich verwerflich; sie bedarf nur der vernünftigen Beschränkung und Leitung, welche an die Hand gegeben ist durch die Thatsache, daß das wirkliche Wohlbefinden und Glück des Einzelnen abhängig ist von dem Wohlbefinden und Glück der Gesammtheit. Die alberne Lüge, daß Jesus zuerst die frohe Botschaft der Liebe verkündigt habe, kann man nur noch ganz unwissenden Menschen einstreichen. Wie in seiner Mythologie, so ist das Christenthum auch in seiner Moral keineswegs originell. Es hat nur Vorgefundenes sich angeeignet. Sechshundert Jahre schon vor Christus hatte Sakjamuni-Buddha gepredigt: „Seid gränzenlos barmherzig gegen alle Geschöpfe!“ Vier-

hundert Jahre vor Christus ließ Sophokles seine Antigone sagen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Das im sogenannten Markus-Evangelium (12, 31) gegebene Haupt- und Grundgesetz der „christlichen" Moral: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" ist bekanntlich buchstabengetreu aus dem dritten der sogenannten Bücher Mosis (K. 19, V. 18) entlehnt. Selbstverständlich befolgten die Christen dieses Gebot gerade so wenig, als es die Juden befolgt hatten. Und sie konnten es nicht befolgen; denn es enthielt eine naturwidrige, eine übernatürliche und übermenschliche Zumuthung, welche in dem Jesu in den Mund gelegten „Liebet eure Feinde!" ihre Zuspitzung zum Verrückten erhielt. Eine solche widermenschliche Phrase mag in Katechismen paradiren, um Kinder damit zu unterhalten oder auch zu langweilen; für das wirkliche Leben aber war und ist sie ganz werthlos. Das große Moralgesetz der Vernunft und Humanität fordert nichts Unmögliches, Supranaturalistisches, Naturwidriges. Es lautet: Sei so glücklich, wie möglich; aber sei es nicht auf Kosten deiner Mitmenschen!

Die Puritaner von Neu-England waren weit entfernt, dieses edle Princip zu erkennen und zu bekennen. Ihre Religion, d. h. ihre Unduldsamkeit verwehrte es ihnen. Wie hätte überhaupt der Protestantismus des 16. und 17. Jahrhunderts duldsamer sein sollen, als Papst und Inquisition waren, da er als höchste und unbedingte Autorität, als das „geoffenbarte Wort Gottes" die Bibel anerkannte und verehrte, d. h. die kunterbunte literarische Hinterlassenschaft des halbbarbarischen Judenvolkes, welches an roher Selbstsucht und erbarmungsloser Grausamkeit nicht seines Gleichen gehabt und folgerichtig aus seinem eigensten Wesen heraus sich einen „Gott des Eifers, des Zornes und der Rache" zurechtgemacht hatte?

Um jedoch den Gründern der Neu-England-Staaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man zu ihrer Entschuldigung neben der allgemeinen Unwissenheit und besonderen theologischen Verbohrtheit ihrer Zeit noch anführen,

daß eine straffe, mit strenger Zucht verbundene Glaubenseinheit nöthig erscheinen konnte, um diese mühsäligst der Wildniß abgerungenen und vom Mutterlande herüber häufig bedrohten jugendlichen Gemeinwesen aufrecht zu halten und weiterzubringen; sowie, daß in jeder kleineren oder größeren menschlichen Gesellschaft die Vernünftigen zu den Dummköpfen sich verhalten wie 1 zu 100 und letztere demnach schon durch die bloße Wucht ihrer Dummheit das Aufkommen der Vernunft erschweren oder auch ganz verhindern.

Jedermann weiß, daß der große Grundsatz unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit, unbeschränkter Toleranz einer der Grundpfeiler war, auf welchen die riesige Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich aufbaute.

Wer hat diesen Grundpfeiler gesetzt? Wer hat zuerst auf Erden einen Staat gegründet, wo, wie die Abkömmlinge aller Nationen und Stände, so auch die Bekenner aller Religionen absoluter Rechtsgleichheit sich zu erfreuen hatten? Ein ausgestoßener, geächteter und verfolgter Mann, ringend mit Armuth, Hunger und jeder Mühsal und Beschwerniß, der charakterfesteste, unerschütterlichste Kopf und das mildeste, liebevollste Herz, ein Held im höchsten Sinne des Wortes, so es jemals einen gegeben.

3.

Im Februar von 1631 kam ein puritanischer Prediger, Roger Williams geheißen, aus England in die junge „Bai-Kolonie“ (Massachusetts) herüber. Er war der Verfolgung entwichen, welche damals daheim gegen seine Glaubensgenossen in erneuten und verschärften Gang gebracht worden. Der falsche, meineidige und grausame Stuart, König Karl der Erste, welcher nachmals verdientermaßen vom großen Cromwell auf's Schaffot geschickt wurde, hatte angefangen, mittels seiner beiden Haupthandlanger, mittels des Junkers

Wentworth-Strafford und mittels des Pfaffen Laud, seine rechts- und verfassungsbrüchige Zwingherrschaft aufzurichten, welche dann Held Oliver auf dem Marstonmoor zum Wanken brachte und bei Naseby zu Boden schlug.

Williams war bei seiner Ankunft in Boston wenig über dreißig Jahre alt. Eine Aufzeichnung von damals bezeichnet ihn als einen „jungen Geistlichen, fromm und eifervoll, mit kostbaren Gaben ausgestattet (a young minister, godly and zealous, having precious gifts)“. Was aber den Ankömmling thurmhoch über die Puritaner vom Durchschnittsmaße stellte, war, daß ihn die Verfolgung, welche er erlitten, nicht zum Verfolger machte. Die Unduldsamkeit selber hatte ihn Duldsamkeit gelehrt.

Nicht plötzlich. Denn noch bei seinem ersten Auftreten in Amerika wollte ihn ein Beobachter, welcher ihm nicht abgünstig war, schwankend im Urtheil („unsettled in judgment“) finden. Die Wahrheit ist eben kein Ding, welches jedem vor den Füßen liegt und nur so leichtweg aufgehoben werden kann. Auch Roger Williams musste sich mühsälig durch die labyrinthischen Schachte und Gänge des Zweifels und der Forschung hindurcharbeiten, um zur Ueberzeugungsfreudigkeit zu gelangen, und es sind Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung gestatten, daß gerade in den 66 Tagen, während der winterlich stürmische Ocean den Auswanderer auf seinen Wogen schaukelte, die köstliche Frucht seines Nachdenkens gereift sei[1]).

Gewiß ist, daß er die Neue Welt betrat als Träger eines neuen Princips. Er trug in seiner Seele den so einfachen und doch so großen Gedanken der Unverletzlichkeit des Gewissens, er brachte auf seinen Lippen die Lehre von der religiösen Duldsamkeit, er kam als Verkündiger des Satzes, daß keiner geistlichen oder weltlichen Obrigkeit das Recht zustände, die Meinungen zu bestrafen, in das Innerste und Eigenste des Menschen gewaltsam einzugreifen

---

1) Vgl. die bezügliche Stelle in Knowles „Life of Roger Williams.“ Boston 1835.

und die Ueberzeugungen zu maßregeln. Mit vollem Rechte durfte darum der Geschichtschreiber Amerika's sagen, Williams' Lehre habe ihrem Verkündiger unvergänglichen Ruhm und in ihrer Anwendung der amerikanischen Welt den religiösen Frieden gebracht („as its application has given religious peace to the American world").

Zuvörderst freilich brachte der kühne Selbstdenker, der Prophet der Denk- und Glaubensfreiheit nicht den Frieden, sondern den Krieg nach Neu-England. Denn neue Ideen wollen und müssen ja sich geltend machen und ein von dem Oele lauterster Begeisterung genährtes Licht kann sich nicht unter dem Scheffel bergen. Es will und muß leuchten und beißt lichtscheue Augen gar unsänftiglich. Roger Williams war auch weit entfernt, das von ihm entzündete Licht auszublasen, als das zelotische Geschrei: „Aergerniß! Aergerniß!" dagegen anstürmte. Als ein rechter Held des Gedankens besaß er, so sanften und milden Herzens er war, jenen unbeugsamen Muth der Ueberzeugung, ohne welchen das Genie nur eine Spielerei. Es lebte in diesem Manne jene straffe und starre Logik der Gesinnung, ohne welche, die leicht handirlichen Waschlappen von Anbequemern und Anschmiegern mögen sagen was sie wollen, nichts Großes geschaffen, nichts Menschen- und Völkergeschicke-bestimmendes vollbracht wird. Wie verlorene Dirnen sich über nichts so sehr ärgern und erbosen wie über die jungfräuliche Keuschheit und frauliche Würde, so ärgert und erbos't sich unsere Zeit über nichts mehr als über Gesinnung und Charakter. Sie weiß wohl, warum.

Roger Williams hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Massachusetts dem Puritanismus von der strikten Observanz verdächtig und verhasst gemacht durch die Verlautbarung seiner Ansicht, daß die Verschmelzung von weltlichem und geistlichem Regimente, wie sie in den Kolonieen bestand, vom Uebel sei. Kirche und Staat, meinte er, kirchliche und bürgerliche Obrigkeit müssten getrennt sein. Man sieht, der Mann eilte seiner Zeit um zwei Jahrhunderte voran. Er sprach auch offen und nachdrücklich aus, keine

Regierung sei berechtigt, einen Menschen wegen Verletzung der vier ersten der zehn Gebote zu bestrafen, maßen das Verhalten des Menschen zu diesen Geboten durchaus nur Sache des Gewissens und demnach jedem zu überlassen sei. Eine Strafgewalt der Obrigkeit könne erst dann eintreten, wann eine Verletzung jener Gebote für den Frieden und die Sicherheit der Gesellschaft erweisbar störsam wäre.

Sehr verständiger Weise wollte demnach Williams die religiösen der zehn sogenannten mosaischen Gebote von den socialen getrennt und jene als solche angesehen wissen, deren Befolgung oder Nichtbefolgung jeder Mensch schlechterdings nur mit sich selbst auszumachen habe.

Es liegt auf der Hand, daß dies ein ungeheurer Vorschritt über den Protestantismus des 17. und nicht minder auch über den officiellen Protestantismus des 19. Jahrhunderts hinaus war. Roger Williams hat in Wahrheit manche der hellsten Ideen und humansten Forderungen der Freidenker und Aufklärer des 18. Jahrhunderts vorweggenommen. Klar ist aber auch, daß der orthodoxe Puritanismus von Neu-England über die Aufstellungen des genialen Mannes sich entsetzen mußte.

Das Gezeter gegen den „Ketzer" begann denn alsbald. Die Cotton, Hooker, Mather und wie die Kerzen der Kirche von Neu-England weiter hießen, sie waren richtige Diener ihres Gottes des Zorns und der Rache. Eine Erscheinung wie jene herrliche athenische Priesterin Theano, welche, zur Zeit des peloponnesischen Krieges von staatswegen zu einer Verfluchung aufgefordert, sich weigerte mit den Worten: „Ich bin Priesterin zum segnen, nicht zum fluchen!" würde diesen finstern Eiferern ganz unbegreiflich gewesen sein. Sie ihrerseits waren Priester zum fluchen.

Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß Williams seinerseits es nicht an Herausforderungen fehlen ließ. Es war in ihm ein starker Zug von theologischer Zanksucht und von jener pastorlichen Vielgeschäftigkeit, welche nicht umhin kann, einen Finger oder gar alle zehn in alles und jedes zu stecken. Ein vorragender amerikanischer

Staatsmann der neueren Zeit, John Quincy Adams, hat zwar mit entschiedenem Uebelwollen, aber doch nicht ganz ohne Grund von Williams gesagt, dieser hätte „mit einer Inkonsequenz, welche religiösen Enthusiasten eigen, die edelsten und liebenswürdigsten Herzensregungen mit der unerbittlichsten Ausschließung aller Versöhnlichkeit verbunden, wo es sich um Meinungen handelte“. Aber der große Unterschied zwischen Williams und seinen Gegnern ist dieser gewesen, daß jener seine Meinungen nur mit Vernunftgründen behauptete, diese dagegen die ihrigen mittels Anwendung von brutaler Gewalt aufrecht zu halten suchten. Diesen entscheidenden Punkt zu berühren hat Adams sich wohl gehütet. Und wie sollte wohl ein neues Princip im Gewohnheitsschlendrian der Welt sich Raum und Geltung verschaffen können, falls es nicht mit unerbittlicher Eisenköpfigkeit sich Platz machte?

In scharfen Konflikt mit den herrschenden Gewalten musste der Prophet der Glaubensfreiheit besonders dadurch kommen, daß er den in Neu-England herrschenden Kirchenzwang entschieden verwarf. Die Obrigkeiten hielten strenge darauf, daß jedermann den öffentlichen Gottesdienst besuchte, wogegen Williams den Satz aufstellte und verfocht: „Niemand darf gegen seinen Willen gezwungen werden, eine Kirche zu besuchen oder zur Erhaltung derselben beizutragen“. Das kam natürlich den Priestern ganz ungeheuerlich vor. Das hieß die Religion in ihrem innersten Heiligthum angreifen, d. h. ein Loch in den Pfaffensack bohren. „Was,“ schrieen sie, „ist der Arbeiter nicht seines Lohnes werth?“ — „Ganz gewiß ist er seines Lohnes werth,“ entgegnete Williams; „aber er kann denselben nur von solchen fordern, die ihn gedungen haben und für die er arbeitet“. Der Streit erweiterte und vertiefte sich bis zur Behandlung von Fragen, welche das eigenste Wesen von Kirche und Staat berührten. Die Gegner sagten: „Die Obrigkeit hat das Recht und die Pflicht, die Seelen des Volkes vor dem Verderbniß zu wahren und demnach das, was ihr als Irrthum und Ketzerei erscheint, zu bestrafen“. Worauf

Williams: „Mit nichten! Obrigkeiten sind nichts als Bevollmächtigte und Diener des Volkes, welchen eine Gewalt in religiösen Dingen niemals übertragen werden kann, weil das Gewissen nur ein Eigenthum jedes einzelnen Menschen ist und nicht der Staatsgemeinschaft angehört (magistrates are but the agents of the people or its trustees, on whom no power in matters of worship can ever be conferred; since conscience belongs to the invidual and is not the property of the body politic)“.

Solche erleuchtete Ansichten konnten nichts als Verfolgung einbringen. Sie hob auch thatsächlich an, sobald die Gemeinde von Salem Roger Williams zu ihrem Pastor gewählt hatte (1634) und zwar ohne vorher in Boston anzufragen. Von hier aus ward gegen den Verkündiger der großen Lehre von der Freiheit des Geistes eine Reihenfolge von Quängeleien und Quälereien in Scene gesetzt, die an Schärfe in eben dem Verhältnisse zunahmen, in welchem es sich herausstellte, daß in Führung der theologischen Kontroverse die bostoner Orthodoxen gegen die Genialität und Dialektik des salemer Ketzers schlechterdings nicht aufzukommen vermochten. Macht geht aber wie dem Rechte so auch dem Genie vor und die Feinde von Williams waren im Besitze der Macht. Auf Betreiben von Ehren Cotton, einem Hierarchen von echt calvinischem Schnitte, dessen geistlicher Hochmuth es nicht verwinden konnte, daß es einen Menschen geben sollte, welcher *seiner* puritanischen Päpstlichkeit sich nicht beugen wollte, wurde schließlich gewaltsam gegen Williams vorgegangen.

Schon im November von 1635 ward ein Dekret erlassen, kraft dessen er aus dem ganzen Gebiete von Massachusetts verbannt sein sollte. Als dann in Boston verlautete, der Verbannte wollte sich mit einer Anzahl seiner Anhänger von Salem aufmachen, um an der Narragansettbai eine eigene Niederlassung zu gründen, erschien das der völlig von den Cotton und Hooker beherrschten bostoner Regierung so bedrohlich, daß sie beschloß, den Ketzer nach der Hauptstadt zu citiren, ihn dort wie einen Verbrecher zu ergreifen

und gewaltsam nach England einzuschiffen. Was dort seiner geharrt hätte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Williams erwiderte dem Regierungsboten, er wäre krank, was völlig der Wahrheit gemäß, und er bäte desshalb um Frist. Statt diese zu gewähren, sandte die Behörde ein bewaffnetes Boot gen Salem hinauf, um den Widerspänstigen als Gefangenen einzubringen. Aber er war noch rechtzeitig gewarnt worden und zwar war die ihm zugegangene Warnung höchst wahrscheintich von dem Haupte der Kolonialregierung selbst, von dem Governor Winthrop ausgegangen. Die Häscher fanden den Verfolgten nicht mehr in Salem. Noch halbkrank hatte er sich von seinem Lager aufgerafft und in die Wildniß geflüchtet.

4.

Mitten im strengsten Winter, im Januar von 1636, vollführte der geächtete Mann seine müh- und gefahrvolle Flucht. Ueber die Einzelheiten derselben sind wir wenig oder gar nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß er zunächst ganz allein den herben Mühen und mancherlei Gefahren dieser winterlichen Flucht trotzte; denn erst nach Verfluß von vielen Wochen gelang es etlichen seiner treuen Anhänger und noch später seiner Frau, welche letztere von ihm abwendig machen zu wollen seine Feinde sich nicht schämten, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Es scheint, daß der Flüchtling die Massachusettsbai in einem Boote gekreuzt habe, um in dem Kolonialgebiet von Plymouth zu landen, welches damals noch nicht mit dem von Massachusetts verbunden war. Aber auch auf plymouther Boden war Williams, obzwar er dort von früherher Freunde hatte, nicht sicher, weil es die von Plymouth mit ihren mächtigeren Nachbarn von Boston nicht verderben wollten. Seine Hoffnungen waren die Indianer,

insbesondere der Sachem der Pokanoketen, Massasoit. Williams hatte sich während seines früheren Aufenthalts in der Kolonie Plymouth liebevoll der Eingebornen angenommen, wie sein humaner Sinn es ihm gebot. Er hatte ihre Sprache gelernt, ihre Anschauungen, Zustände und Sitten erforscht, ihr Zutrauen gewonnen. Zu den Rothhäuten also schlug er sich durch die Wälder hin. „Vierzehn Wochen lang — hat er später erzählt — ward ich in schlimmster Jahreszeit bitterlich umhergeworfen, ohne zu wissen, was ein Stück Brot oder ein Bett sei. Ohne Führer durchwanderte ich die Wildniß und hatte gar oft in stürmischer Nacht kein Feuer, keine Nahrung, keinen Gefährten und als einziges Obdach einen hohlen Baum.“ Endlich erreichte er die Wigwams der Pokanoketen und Massasoit nahm seinen „Blaßgesichtsbruder“ gastlich auf. Für das gewährte Asyl stattete der Ankömmling seinen Dank dadurch ab, daß er den mächtigen Kanonikus, Sachem der Narragansetter, welcher gerade den Kriegspfad gegen die Pokanoketen betreten wollte, seinem Gastfreunde Massasoit versöhnte. Von da ab ist Williams auch bei den Narragansettern in hohes Ansehen gekommen und bis zu seinem Tode darin geblieben. Die Rothhäute haben vielleicht kein zweites Blaßgesicht so geliebt wie diesen Mann, welchen seine Landsleute und Mitchristen ausgestoßen hatten, weil er weiser und besser war als sie. Wann dereinst die „rothen Männer“ vom Angesichte der Erde weggetilgt sein werden, wird im Buche der Humanität der Name von Roger Williams mit denen von John Elliot, William Penn und George Washington zu verzeichnen sein; denn diese Vier sind es gewesen, welche vor allen anderen durch die kupferfarbige Epidermis hindurch den Menschen, den Menschenbruder erkannten und ihn als solchen achteten und schützten.

Williams siedelte sich unter den Indianern an, von welchen er dankbar gesagt hat: „Diese Raben fütterten mich in der Wildniß.“ Da, wo heute Rehoboth steht, etwas landeinwärts vom Ufer des östlichen Armes der Narragansettbai, schlug er auf einem von Massasoit erstandenen Stücke

Land zuerst seine Siedlerhütte auf und hier fanden sich die ersten Bekenner seiner Anschauungen und Gefährten seiner Mühen und Leiden zu ihm: fünf Männer, Landbauer und Handwerker aus Salem, welche den Spuren ihres Meisters in die Einöde gefolgt waren. Aber auch hier sollte der Verfolgte noch keine Ruhe und Sicherheit haben. Der Governor von Plymouth, Winslow, hatte kaum von der neuen Ansiedelung vernommen, als er, um es nicht mit den Bostonern zu verderben, eine Botschaft an Williams abgehen und ihm sagen ließ, der Platz, worauf der Flüchtling sich niedergelassen, gehöre zum „Patent" von Plymouth, was heißen wollte: Geht um einen Strich Landes weiter! Doch fügte Winslow, welcher dem Fortgewiesenen nicht abgeneigt war, den Rath bei, Williams sollte über den Fluß (d. h. über die Bai) gehen. Drüben würde er ganz frei und unabhängig sein, maßen dort das Land zum Patent, d. h. zum Gebiete weder von Plymouth noch von Massachusetts gehörte.

Der Rath war klug und wurde befolgt. In einem indianischen Kanoe ruderte Williams mit seinen fünf Genossen den Arm der Bai, jetzt gewöhnlich Fluß Seakonk, hinauf. Vom rechten Ufer riefen ihnen freundlich gesinnte Narragansetter in gebrochenem Englisch zum Willkommen zu: „What cheer, Yankees!"[1]) Die heimatlosen Männer nahmen das für ein gutes Omen, fuhren noch um die Landspitze Fox-Point herum und gingen am westlichen Ufer an's Land, da, wo nahe der Küste eine reiche Quelle aus dem Boden sprudelte. „Williams' Brunnen" heißt die noch heute sprudelnde, also genannt zum Ehrengedächtniß daran, daß hier der Prophet der Gewissensfreiheit, der Gründer des Freistaates Rhode-Island zuerst seinen Fuß auf den Boden desselben gesetzt hat.

---

1) Das Wort Yankees, womit heute die Bewohner der Neu-Englandstaaten im Gegensatze zu den Bewohnern der westlichen und südlichen Staaten der Union bezeichnet zu werden pflegen, soll bekanntlich die indianische Korruption des Wortes English sein, welches die Indianer nicht auszusprechen vermochten.

Die Landschaft hieß Maushasuck und gehörte zu den Jagdgründen der Narragansetter. Ihr Sachem schenkte die ganze Halbinsel, welche durch die Flüsse Maushasuck (später Providence-River) und Pawtucket gebildet wird, an Roger Williams. Dieser theilte den ganzen Grundbesitz, welcher ihm und nur ihm allein geschenkt war und ihm, wie er sich ausdrückte, „so gewiß allein gehörte wie der Rock, den er auf dem Rücken trug“, mit seinen Gefährten, deren Zahl im Verlaufe des Sommers auf zwölf anwuchs, und zwar vollzog er diese Theilung so, daß er sich nicht den geringsten Vortheil ausbedang oder auch nur eine Fußbreite Landes mehr behielt, als er jedem der Schicksalsgenossen gab. Also gleichbesitzend und gleichberechtigt traten die dreizehn Pioniere der Civilisation der Glaubens- und Denkfreiheit zu einem bürgerlichen Gemeinwesen zusammen und gründeten die Ansiedelung Providence, wie Williams den Ort nannte, um sein unerschütterliches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung auszudrücken. „Ich wünschte — sagte der Gründer — daß Providence der Zufluchtsort für Menschen sein möchte, welche um des Gewisses willen verfolgt würden (I desired, it might be for a shelter for persons distressed for conscience).“

Zunächst war die junge Kolonie ein Sitz härtester Mühsal und bitterster Armuth. Zwar gab Williams seine Thätigkeit als Lehrer seiner Gefährten und als Prediger unter den Indianern nicht auf, allein seine Studien und seine schriftstellerischen Arbeiten — er hatte nicht einmal Papier zum schreiben — musste er einstweilen ganz beiseite legen, weil des Lebens Nothdurft seine Zeit so in Anspruch nahm, daß er — wie er selber erzählt — „bei Tag und Nacht, daheim und auf dem Felde, zu Land und zu Wasser mit Hacke, Beil, Spaten und Ruder thätig sein musste, um des Brotes willen.“

Inmitten der Bedrängnisse, mit welchen die junge Freigemeinde zu ringen hatte, wurde dem Stifter und Leiter derselben die Genugthuung zutheil, daß er seinen Feinden und Verfolgern einen außerordentlichen Dienst zu leisten, eine größte Wohlthat zu erweisen Gelegenheit erhielt. Er

leistete diesen Dienst und erwies diese Wohlthat. Er rächte sich an den Kolonisten von Boston, wie sich der geniale Mensch an Durchschnittsmenschen rächt, indem er ihnen seine Ueberlegenheit dadurch beweis't, daß er ihnen hilft.

Zu Ende des Jahres 1636 und zu Anfang des folgenden waren nämlich unter den Indianerstämmen von Neu-England bedrohliche Bewegungen im Gange. Die Pequoden waren in blutige Händel mit den Ansiedlern von Konnektikut gerathen und ihr schlauer und kühner Sachem Sassakus hatte den Plan gefasst, die sämmtlichen rothen Männer von Neu-England in einem großen Kriegsbunde zu vereinigen, und die ihm verhassten Blaßgesichter, welche, wie er ganz richtig voraussah, den Untergang der Eingeborenen herbeiführen würden, ins Meer zu werfen. Alles kam darauf an, ob der mächtigste Stamm, die Narraganſetter, sich für diesen Bund gewinnen ließe oder nicht. Thaten sie es, so war die Lage der Kolonieen geradezu eine verzweifelte. Man wusste in Boston, daß Sassakus seine gewandtesten Unterhäuptlinge nach einander als Boten zu den Narragansettern schickte, um den alten Kanonikus und dessen jungen Mitsachem Miantonomoh zu bestürmen und für den großen Indianerbund zu gewinnen.

In dieser Gefahr konnte nur Einer helfen, Roger Williams. Jetzt erinnerte man sich in Boston des Verketzerten, Verfolgten und Verbannten, welchen man gewaltsam hatte nach England hinüberschaffen wollen, um ihn auf den Schaffoten oder in den Kerkern Lands sterben zu lassen. Die Regierung von Massachusetts wandte sich an ihn mit der Bitte, die Narragansetter von der Allianz mit den Pequoden abzuhalten. Der Schwergekränkte fühlte nur, daß seine Brüder, wie feindselig und grausam sie sich ihm erwiesen hatten, doch seine Brüder wären, und kam auf der Stelle ihrem Wunsche nach. Stürmen und Wogen trotzend machte er sich nach dem großen Wigwam der Narragansetter auf, wo die Häuptlinge der Pequoden anwesend waren, und dort setzte er in tage- und nächtelangem Redekampf, wobei sein Leben mehrmals nur an einem Haare

hing, mittels seines Einflusses auf Kanonikus und Miantonomoh, mittels seiner Kenntniß des Indianercharakters und mittels seiner Beredsamkeit im Indianeridiom es durch, daß die Narragansetter den Allianzantrag der Pequoden zurückwiesen und den Tomahawk nicht gegen die Blaßgesichter erhoben. Das hat die Kolonieen gerettet. Denn mit den Pequoden allein vermochten sie schon fertig zu werden, um so mehr, da die Narragansetter passiv, die Mohikaner sogar aktiv gegen jene zu ihnen standen. Die Folgezeit hat freilich bewiesen, daß der arme Sassakus von seinem indianischen Standpunkt aus sehr rechtgehabt hatte.

Das am Pawtucket gegründete Asyl für Gewissensfreiheit gedieh. Nicht ohne innere Entwickelungskämpfe, wie sie bei einem Gemeinwesen, welchem nach und nach die buntscheckigste Menschenmenge, welchem Gläubige und Ungläubige aller Arten zuströmten, nicht ausbleiben konnten; auch nicht ohne vielfache Anfechtungen von außen: aber es gedieh. Aus den kümmerlichen Anfängen der Ortsgemeinde („town-fellowship") Providence entwickelte sich allmälig der Staat Rhode-Island, was ursprünglich nur der Name einer zweiten, auf der Insel Aquidneck gegründeten Ansiedelung gewesen war. Da dem jungen Staatswesen Gefahr daraus zu erwachsen schien, daß die Baikolonie Miene machte, Anspruch auf das Gebiet von Rhode-Island zu erheben, ging Roger Williams im Jahre 1643 nach England, um ein „Patent" und eine „Charte" (Freibrief) zu erwirken. Es war nicht mehr die Zeit, wo der Prophet der Gewissensfreiheit auf englischem Boden eines übeln Empfanges sicher gewesen wäre. Das Parlament hatte seinen großen Kampf gegen königliche und priesterliche Tyrannei begonnen. Strafford hatte seinen Kopf auf den Richtblock legen müssen, Laud erwartete im Kerker seine wohlverdiente Hinrichtung. Williams fand in London Freunde und erwirkte eine Charte, kraft deren die Pflanzungen von Providence und Rhode-Island als eine gemeinsame, selbstständige, von den übrigen unabhängige Kolonie anerkannt wurden.

Wie gedeihlich dieselbe bereits sich entwickelt hatte, zeigt eine von Knowles, dem Biographen des Gründers, erwähnte Thatsache. Als Williams, aus England zurück, die Bai gen Providence hinauffuhr, waren Bucht und Fluß mit Booten bedeckt, voll von Bürgern und Bürgerinnen, welche ihren Wohlthäter, den „Vater eines Volkes“ mit freudigen Segenswünschen daheim willkommen hießen. Sie hatten alle Ursache, dankbar und fröhlich zu sein. Der von Williams mitgebrachte „Freibrief“ verdiente vollständig diesen Namen. Auf Grund desselben wurde Rhode-Island thatsächlich ein demokratischer Freistaat; denn diese Charte überließ es der Mehrheit der Einwohnerschaft, Gesetze zu geben und die Regierungsform zu bestimmen, unter der alleinigen Bedingung, daß die Gesetze denen Englands nicht widersprächen.

Später, im Jahre 1652, ist Williams noch einmal nach dem Mutterlande hinübergereis't. Es galt die Rücknahme unliebsamer und verkehrter Maßregeln zu erwirken, welche nach Abthuung des Königthums in England der Staatsrath der Republik, schlecht unterrichtet und von falschen Voraussetzungen ausgegangen, über Rhode-Island verhängt hatte. Auch diesmal vollzog Williams die ihm von seinen Mitbürgern übertragene Sendung mit glücklichstem Erfolge. Cromwell selbst half ihm dazu; denn der Gründer von Rhode-Island hatte die persönliche Bekanntschaft, die Achtung und Zuneigung des gewaltigen Mannes gewonnen. Schade, daß wir von den Gesprächen, welche die beiden mitsammen geführt, keine Kenntniß haben. Im Jahre 1653 ist Williams nach Providence heimgekehrt und hat, dem einmüthigen Wunsche seiner Mitbürger nachgebend, in den nächsten zwei Jahren die Verwaltung des jungen Staates als oberster Magistrat geleitet. Der erste Berather desselben blieb er auch nach seinem Rücktritt in den Privatstand und durch manchen Sturm, an mancher Klippe vorbei hat er noch das Staatsschiff geschickt und glücklich gelenkt. Ihm war vergönnt, von der Höhe eines rüstigen Greisenalters herab die Erfolge

der Arbeiten und Anstrengungen seiner Mannesjahre zu überschauen. Es waren gesegnete, früchtereiche, fernhinwirkende. Endlich ist der erlauchte Patriarch von Rhode-Island im Hochalter von 84 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen (1683).

Roger Williams war kein Philosoph, kein Freidenker, welcher den letzten Gründen nachsuchte, das Warum des Warum zu finden strebte. Die himmelstürmende philosophische Mathematik seines großen Zeitgenossen Spinoza würde ihn, so er sie gekannt hätte, mit Entsetzen erfüllt haben. Er stand fest auf dem Boden des jüdisch-christlichen Mythus und nahm gläubig die Bibel für Gottes Wort. Niemals ist ihm beigekommen, diese angebliche Offenbarung der Analyse des gesunden Menschenverstandes, der Logik der Vernunft zu unterwerfen. Er war und blieb ein presbyterianischer Theologe, aber — merkwürdig zu sagen! — er zog aus seinen theologischen Prämissen keine theologischen, sondern humanistische Folgerungen. Gerade das macht ihn zu einer so eigenthümlichen, ja, chronologisch angesehen, einzigen Erscheinung. Allzeit streitfertig, hat er sein Lebenlang theologisch polemisirt und noch im höchsten Greisenalter gegen die Doktrin der Quäker geschrieben. Aber — glorreiche Inkonsequenz! — von Jugend auf bis zu seinem letzten Athemzuge bekannte er sich zu dem Grundsatz: In geistigen Dingen dürfen nur geistige Waffen gebraucht werden und darum ist alle und jede Anwendung von materieller Gewalt und Strafmitteln in Sachen des Denkens und Glaubens durchaus unstatthaft und verwerflich; niemand darf um des Gewissens willen verfolgt werden. Dieses große Princip der Toleranz, bestimmt, in der Entwickelung der menschlichen Civilisation eine ungeheure Revolution hervorzubringen, Roger Williams hat es zuerst mit klarem Bewusstsein verkündigt und mit heldischer Energie behauptet, — nicht aus den Vorstellungen seines theologisch eingeengten Kopfes, sondern vielmehr aus der heiligen Begeisterung seines liebevollen Herzens heraus. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen pfäffische Tyrannei

und er führte diesen hochedlen Kampf so, als ob — mit Lenau zu sprechen —

„Schon die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.“

Und wenn heute dieser prächtige Mensch wiederkäme, wie müßte er staunen über alles das Große, was seither seine Idee, sein Kämpfen, sein Leiden bewirkt haben auf Erden, insbesondere auf amerikanischer Erde! Einer der gewaltigsten Hebel der kolossalen Kraftentfaltung der Vereinigten Staaten ist ja die religiöse Toleranz geworden, deren Panier Roger Williams zuerst in der Wildniß aufgepflanzt hat. Es ist etwas vom Genius dieses hochherzigsten aller Pioniere in der ganzen Entwickelung des Amerikanerthums, etwas in ferne Zukunft kühn und siegessicher Hinausgreifendes. In eine Zukunft, wo die „Welt“ Amerika heißen wird. Daher dieses scheinbar spielend leichte Bewältigen riesenhafter Probleme der Gegenwart, daher dieses wagnißfrohe Hinwegspringen über die bergehohen Bedenklichkeiten europäischer Philisterei. Seht euch beispielsweise nur die eine Thatsache an, daß dieser Teufelskerl von Unkle Sam inmitten des ungeheuren Wirrsals eines Bürgerkriegs von kolossalen Dimensionen sich's in den Kopf gesetzt hat, die Pacifikbahn zu bauen, daß er binnen wenigen Jahren dieses Riesenwerk schuf und, kaum mit demselben fertig, schon daran geht, noch verschiedene weitere Eisenstraßen vom atlantischen Ocean bis zur Südsee zu strecken, und haltet gegen diese Thatsache die europäisch-altklug-engherzige und kleindenkend-philisterhafte vieljährige Mantscherei und Mauschelei, Zänkerei und Stänkerei in der Frage der Gotthardsbahn, welche doch im Vergleiche mit der Pacifikbahn nur ein Kinderspiel ist, und ihr werdet den Unterschied zwischen einer veraltenden und einer jung-aufstrebenden Welt merken und werdet einsehen, wie prophetisch-richtig Platen sah und fühlte, als er schon im Jahre 1818 ausrief:

„Ja, nach Westen zieht die Weltgeschichte!“

Ninon de Lenclos.

Ewigjung und spiegelglatt und eben
Floß dies zephyrgleiche Leben.
Variante zum Schiller.

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter könnte es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was weiß sie von Freiheit und was will sie davon wissen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausstaffirtes und spektakelndes Zerrbild, statt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, so sie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuselfaß der Zügellosigkeit tränkt, um die Berauschten mit Leichtigkeit wiederum fesseln zu können. Aber die Masse der „Gebildeten“? Oh, diese

wohlerzogenen Herren und Damen, sie verhalten sich zur Erscheinung der Freiheit wie der arme Faust zur Erscheinung des Erdgeistes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!" Und zu Boden geworfen durch ihre Majestät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angstblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet sich verachtungsvoll von dem „furchtsam weggekrümmten Wurm" der Bildungsphilisterei ab, wie der Erdgeist von seinem feigen Beschwörer, und dieser verfällt der Bestrickung durch Mephisto Konstitutionalismus, welcher verfassungsmäßigen Hokospokus mit ihm treibt und mittels allerhand parlamentarischer Gaukelei seinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphilister schiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geschoben oder unter Umständen auch gestoßen (d. h. regiert oder auch despotisirt) wird.

Im Ernste zu reden, das konstitutionelle System, dieser zweischlächtige Bastard, dessen Vater der Betrug und dessen Mutter die Heuchelei, ist zwar eine häßliche, aber, wie es scheint, nothwendige Sprosse der unendlichen Leiter von Täuschungen und Enttäuschungen, mittels welcher die Menschheit mühsälig schneckenschrittlich zu Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Gesellschaft muß durch diese Entwickelungsphase, durch diese Wüste, wo alles auf eine wechselseitige Berückung und Ueberlistung zwischen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnsucht nach einem gesunderen und sittlicheren socialen Princip zu gelangen. Diese Sehnsucht wird und kann jedoch zunächst nur in wenigen auserwählten, klaren und energischen Geistern Wurzeln schlagen und Keime treiben, womit angezeigt ist, daß der Konstitutionalismus keineswegs, wie die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses nichts gemein hat, geschweige mit

dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wussten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz“ unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königsthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie musste bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar desshalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden socialen Elementes, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingange des großen Staatsmannes, welcher, der erste, den socialpolitischen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, versuchten zwar Junkerei und Pfafferei sein Werk wieder zu vernichten. Aber so tüchtig war es

begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, stark genug waren, dasselbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine schlechtdurchgeführte Travestie des mittelalterlichen Feudalismus gewesen ist, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitsammen gerade die rechten Leute, um den Boden der französischen Societät für die Inthronisirung des absoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazarinischen Regentschaft und der Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegensätzen aufzuweisen. Die verscheidende Feudalität und die aufwachsende Autokratie spielten in kontrastvollen Farben. Auffallen muß vor allem, daß ein gewisser religiöser Zug durch die ganze Gesellschaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klassen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Morast einer allgemeinen Verderbniß hinabsanken. Was trieb, schob und stieß sich da alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jesuiterei, dort die düsterfanatische Theorie des Jansenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menschheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarscharf zugeschliffene Stoßdegen oppositioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Bossuets im Sinne katholischer Orthodoxie alle ketzerischen Regungen und Bewegungen scheinbar siegreich niederorgelnd. Sehr nur scheinbar freilich. Denn überall kündigte sich bei näherem Zusehen in dem Frankreich des 17. schon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchsten Luftschichten der geistigen Atmosphäre war schon etwas wie Voltaireismus, ja sogar ein Vorschmack von Jakobinismus. Denn seht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantasie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoisie und Galanterie ganz in dem Sinne der strikten Lehre vom

unbedingten Despotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur selbigen Zeit schreibt Fénélon seinen Telemaque, worin der treffliche Erzbischof von Cambray gegen die Ausschreitungen und Zuchtlosigkeiten der unumschränkten Gewalt mit einer Kühnheit sich erhebt, daß man mitunter schon den Verfasser des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiösen, politischen und socialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philosophischen und theologischen Spekulation, wie an der Bewegung der schönen Literatur, war in der damaligen französischen Gesellschaft eine sehr lebhafte. Drüben in Portroyal suchten Einsiedler und Einsiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den schwarmgeistigen Gedanken der Möncherei des Urchristenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris versammelten sich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritisch zu befraubasen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten ist, daß es in seiner Tiefe von diesen „preciösen“ Damen und Herren schwerlich gefasst worden. Corneille, in seinem Wesen noch ganz Romantiker, hat dem scheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der französischen Klassik aufgedrückt. Racine dagegen ist der Verherrlicher der modernen Absolutie und Despotie und doch auch schon ihr Züchtiger. Wenigstens sein Meisterwerk Athalie ist geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatische Strafpredigt. Indessen veranschaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem sehr deutlich den wesentlich aristokratisch-exklusiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obschon er ein Hofkomödiant war und zunächst nur zur Ergötzung der vornehmen Kreise schrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der wesentlich bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einflusse, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert wenig oder nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Kynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu et ses cendres au vent; de sorte que nous la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man sieht, hier ist keine Spur von sittlicher Entrüstung, sondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich frostigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarsten französischen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarste, also über den Ausgang einer schamlosen Metze und grauenhaften Giftmörderin sich auslassen mochte, so wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtisane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche sie, ein sittengeschichtlicher Typus, wirklich gemacht hat[1]).

---

1) Die Materialien zu meiner Skizze sind aus diesen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736—75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiselle de Lenclos genannt, ist am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daselbst am 17. Oktober 1705 gestorben. Sie hatte demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigste Epochen der Geschichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazarinische Regentschaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Despoten. In der ersten dieser Epochen war sie geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenseleganz und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmackes anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs oder Pair, gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung sich ausgelassen: „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche

---

original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2. édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, pupl. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V. Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646.

Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité). Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes; denn „cette vieille célèbre", wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva"), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit", als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen" mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgendein französischer Gentilhomme von damals. Den einzigen Vorzug, welchen er besaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenspiel, übertrug er frühzeitig auf sein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anschauungen und laxen Grundsätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Fassen und Führen des Daseins. Als er eines nicht sehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in bescheidenen, aber anständigen Vermögensverhältnissen zurücklassend, hatte seine Erziehungsmethode schon so gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf bessere Wege zu bringen, fehlschlugen.

Ninons leibliche und geistige Entwickelung war eine frühzeitige. Als sie, mit ihrem Zeitgenossen Tallemant des Réaux zu sprechen, „une fille grandette“ geworden, hatte sie das weltlich-skeptische Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, schon vollständig inne. Sie besaß überhaupt eine nicht gemeine literarische Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schön-

heiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“; der andere: „Viel Schönheit besaß sie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments).“ Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erscheinung unbefangen zusammen, so geben sie dieses Mosaikbild: — Hochgewachsen und schlank, war ihre Gestalt von vollkommen harmonischen Verhältnissen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feste und dauernde Gesundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadellosem Oval, ihres Halses, ihres Nackens, ihrer Brust von blendender Weiße waren höchst anmuthig. Der Reichthum ihres kastanienbraunen Haares kontrastirte schön mit dem Tiefschwarz ihrer prächtig geschweiften Brauen, welche sich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren stralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verschleiert und gemildert ward. Das Lächeln des rosigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeschreiblicher Magie, welche nicht gemindert, sondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher sich allerliebst um die Mundwinkel schlängelte. Alle ihre Zeitgenossen haben an Ninon den seelenvollen Blick, das genialisch-belebte Mienenspiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede gepriesen, welche mit das Schönste und Beste an den Frauen ist, aber nicht eben im Besitze von gar vielen sich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend besaß Mademoiselle in hohem Grade: — ihr Anzug war stets von eleganter Einfachheit und ausgesuchter Frische, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit sehr charakteristischer Widerspruch: — die Courtisane Ninon war als das Muster des Anstandes, des guten Geschmackes und

Tons in der besten Gesellschaft so unwidersprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als sie schon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigsten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, sondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als sie noch Frau Scarron gewesen, in so vertrauter Freundschaft mit Ninon gelebt zu haben, daß sie häufig in demselben Bette mit der Liebeskünstlerin geschlafen hatte. Diese sprach sich später mit gewohnter Kühnheit über die so hoch gestiegene Freundin also aus: „In ihrer Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig." Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère."

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Tone Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame lässt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen, ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen gesetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ sie sich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgschaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr sagte: „Madame, eine verständige Frau sollte niemals so große Summen auf den Kopf ihres Mannes setzen"

— gab die liebenswürdige Getadelte rasch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts anderes auf den Kopf meines Mannes setze, wer kann mir's übelnehmen?"

3.

Ihr bescheidenes, aber ausreichendes Erbtheil setzte Ninon in den Stand, anständig zu leben, und sicherte ihr die Unabhängigkeit, deren sie bedurfte, um die freie Liebeskünstlerin darzustellen. Trotz ihrer persönlichen Uneigennützigkeit, welche unbestritten ist, stand sie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börsen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es sich darum handelte, ihrem großmüthigen Hange zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hange, welcher sie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgespräch theilte die Verehrer der Courtisane in drei Klassen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünstigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der ersten Klasse brachten es keineswegs immer, sondern sogar nur selten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantalusse, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundschaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn so ein armer Schmachtbruder darnach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiselle vertröstend zu sagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Trostworte wiederum recht deutlich zu ersehen, daß die französische Sprache in Wahrheit eine „galante" ist; denn sinngetreu verdeutscht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice" gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebschaft oder mit Liebhaber. So sagte sie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigsten,

fünfundzwanzigsten Caprice.“ Uebrigens wusste sie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübsch abfahren zu lassen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendôme, welcher schlechte Verse und ungeheure Schulden machte, bewarb sich um Ninons Gunst und sandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umsonst“, die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas“ —

worauf Mademoiselle dem unverschämten Erzschuldenmacher umgehend mit dieser Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en emprnntais-tu pas?“

Kleinhändler mit sittengeschichtlichen Kuriositäten haben darüber gestritten, wer das ungestüme Feuer von Ninons Temperament zuerst angefacht habe. Die einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, sei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen gewesen, welcher er die Ehe versprochen habe; die andern, der Graf Gaspard de Coligny, später Herzog von Chatillon, habe sie um ihre Unschuld betrogen. Einem Gerüchte zufolge, welchem Segrais sowohl als Voltaire thatsächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiselle Anne de Lenclos von einem Manne höchsten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als sie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waise geworden, gerade ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der ersten Courtisane ihrer Zeit und ihres Landes, soll dabei die Kupplerin gemacht und ihrer Nachfolgerin vonseiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe

Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wusste ihren „Capricen“ in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchronisten und Skandalchronistinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern“, „Märtyrern“ und „Favoriten“ förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exklusive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft“ ist zwar allzeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies ist ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Mensch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpfe der Ausschweifung mit etwelchem Anstand herumzuplatschen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit sich zu erheben.

Mesdames les „Precieuses“ im Marais fanden demzufolge, daß die schöne Lautenschlägerin und graziöse Sarabandetänzerin doch allzu emancipirt sei, und gaben sich große Mühe, die „gottlose“ Konkurrentin, um welche sich die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächst wenigstens aus dem aristokratisch-modischen Quartier. Darauf bezieht sich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais“, worin der boshafte Lahme Ninon also anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,
Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,

Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle.“

Die kecke Liebeskünstlerin machte sich aber nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und lasterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten sich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiselle“ und als solche, den Anschauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterstellt sei. Man erwirkte also bei der Königin-Regentin Anne d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie las diese „Lettre de cachet“ und sagte dann ernsthaft zu dem Gefreiten, welcher dieselbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Klosters anheimzustellen, so werde ich mich in das der Kapuziner begeben.“ Der verblüffte Gefreite hinterbrachte diese Lencloserie der Königin und diese soll den Spaß so belustigend gefunden haben, daß sie Mademoiselle in Ruhe ließ. Einer andern und bessern Lesart zufolge hätte es der Dazwischenkunft so mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als seine Karrosse auf dem Korso dem Wagen der Courtisane begegnete, halten ließ, ausstieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Klosterhandels war noch davon die Rede gewesen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern“ (filles repenties) zu sperren. „Das wäre doch sehr ungerecht — spottete sie — maßen ich weder mehr Jungfer noch schon reuig bin.“

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindseligkeiten zu reizen, übersiedelte Mademoiselle

aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte sie sogar an eine Uebersiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs speis'ten eines Tages während der Fasten bei ihr. Einer der Gäste warf einen Geflügelknochen zum Fenster hinaus und dieser knöcherne Beweis des Nichtfastens fiel unglücklicher Weise dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Nase. Seine beleidigte Hochwürden stieß sofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und seine Herren Confratres wussten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat so erschrecklich aufzustaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar sehr ernstlich von der Einklosterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „schwindeln" ist bekanntlich zu allen Zeiten eifrigst konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenstroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieser Entdeckung glücklich ein Auswanderungsfieber grassiren machte, welches sogar den lahmen Scarron ergriff, so sehr, daß der arme Teufel von Poet seine mühsälig gemachten kleinen Ersparnisse auf Nimmerwiedersehen in den Schlund des Eldoradoschwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon sich einschiffen, allein zum Glücke für beide verzögerte sich ihre Einschiffung zufälliger Weise so lange, bis Nachrichten von dem unsäglichen Elend einliefen, welches eine erste Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwischen war es Mademoiselle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittels Geldes das Hühnerknochenskandalum zu vertuschen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das lustige Paris zu verlassen, sondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In diese Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an dessen Stelle sehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Diesem schrieb sie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewig-

keit ist (c'est l'infini pour moi)." Unter den gleichzeitigen „Märtyrern" der Liebeskünstlerin stößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth desshalb auf, weil dieser würdige Priester das Original von Molière's Tartuffe gewesen sein soll. Als der Heuchler Mademoiselle seine Liebe erklärte und sie sich über ihn lustig machte, berief er sich darauf, daß ja auch verschiedene Heilige zärtlichen Gefühlen sehr zugänglich gewesen seien. Im übrigen war diese Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtisaneschaft. Sie wurde in Prosa und in Versen gefeiert. In Prosa, indem man ihre „Honnêteté" pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois." In Versen, von denen die folgenden zu den am wenigsten feurigen, aber mittheilbarsten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate et tout sage et tout bon
N'a rien dit qui des dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale."

Es war damals in Paris noch nicht Stil, die Prostitution mit dem Nimbus romantischen Brillantfeuers zu umgeben und Courtisanen als „Fleurs de Marie" oder unter ähnlichen seraphischen Namen so zu sagen heilig zu sprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon besungen haben, ist es eingefallen, sentimentalisch und pathetisch von ihr zu reden. Sie suchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenstand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Kynismus hineinwerfen dürfe, ohne be-

fürchten zu müssen, daß sie darüber stolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konsorten wenigstens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetischem Tone von Mademoiselle zu singen und zu sagen.

Wunderlicher Weise nämlich wurde Ninons letzte „Caprice", welche eine so zu sagen officielle Einregistrirung gefunden, für sie zu einer Passion, ja zu einer wirklichen Leidenschaft im deutschen Sinne. Sie hatte ihr dreißigstes Jahr schon um mehrere Jahre überschritten, als sich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunst bewarb und zwar mit solchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünstlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, schnitt sie sich ihre wunderschönen Haare ab, zum Zeichen, daß sie nicht ausgehen und niemand empfangen wollte, bevor er genesen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in seine Mutter, die er nicht als solche kannte, sich verliebt habe. Als sie ihm aber das Geheimniß seiner Geburt offenbart, habe er sich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es lässt sich für dieses tragische Nachspiel zu Ninons Liebschaft mit Villarceaux kein fester Beweis beibringen und viel besser bezeugt ist ein komisches Zwischenspiel in diesem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter, der Frau Marquise, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?" Antwort: „Nimrod." Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?" Antw.: „Ninum." „Was, Ninon?" schrie die mit Recht eifersüchtige Marquise wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!" . . . . .

Die Franzosen sprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen" par excellence, wie sie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abscheulichen Despoten, mit Emphase den „großen König" zu nennen. Einer jener französischen

Boudoir-Historiker, wie das zweite Empire sie hervorbrachte, Monsieur Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er sich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Passionen und Sitten", habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie ist es denn gekommen, daß die französische Aristokratie sich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienschaft, als welche sie unter dem vierzehnten Ludwig erscheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandensein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen" Jahrhunderts, wie Monsieur Renée selber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen gewesen sind? Was für eine bodenlose Zuchtlosigkeit und welche erzstirnige Ruchlosigkeit im Schoße der französischen Gesellschaft von damals großgewachsen, bezeugt sattsam das Ausbersten von socialen Pestbeulen, wie der Proceß der Marquise de Brinvilliers eine und der Proceß der Hebamme La Voisin (1680) eine andere gewesen, — das Ausbersten von Pestbeulen, welche furchtbar bewiesen, daß die Messalinen und Lokusten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt waren.

Der verzauberte Kurfürst.

My Muse by no means deals in fiction,
She gathers a repertory of facts,
And that's one cause she meets with contradiction:
For too much truth, at first sight, ne'er attracts;
And were her object only wath's call'd glory,
With more ease too sh'ed tell a different story.

Byron.

1.

Donnerstags den 12. April 1694 ging vom sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke aus ein prächtiger Leichenzug durch die Straßen von Dresden.

Schwarz gekleidet, mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, bildete die Bürgerschaft der Hauptstadt von Kursachsen Spalier, wie ihr „bei Strafe" befohlen worden war. Sie mussten lange stehen und warten, diese guten, geduldigen, in echtlutherischer Gottes- und Fürstenfurcht gezeugten, geborenen und erzogenen Bürger von Dresden; denn erst zur achten Abendstunde setzte sich der Leichenkondukt in Bewegung in dem Scheine der an den Straßenecken lodernden Wachtfeuer und der von acht zu acht Schritten längs der Straßen brennenden Pechfackeln.

Den Zug eröffneten sechs Hofdiener in langen schwarzen Mänteln, weiße Wachsfackeln tragend. Folgten zwei Marschälle mit schwarzen Stäben. Diesen zweiundsechzig Schüler mit langen Flören und weißen Wachslichtern. Dann kam der Hausstand der Verblichenen: Hofmeister, Stallmeister,

Kammerjunker, Pagen, Lakaien, der „Kammermohr“ und der „Kammertürke“, alle langbemantelt und in einer wahren Wolke von Flor wandelnd. Hinter diesem Gesinde der sechsspännige Leichenwagen, mit fürstlichem Pomp geschirrt und geschmückt. Wappenschilde hingen an beiden Seiten des mit schwarzem Sammet überzogenen Sarges. Dem Leichenwagen zur Seite schritten Hofherren mit weißen Wachsfackeln und hintendrein ritten zwei Marschälle. Hierauf folgte die vergoldete Staatskarrosse, in welcher der Kurfürst Johann Georg der Vierte in tiefer Trauer saß. Neben der Karrosse gingen sechszehn Trabanten mit schwarzen Hallbarten, von welchen silberne Troddeln niederhingen. Wieder zwei Marschälle. Dann der Bruder des Kurfürsten, der Herzog Friedrich August, später als August „der Starke“ Europa mit dem Rufe seiner Laster erfüllend, in sechsspänniger Kutsche, von Wachslichter tragenden Trabanten und Pagen umgeben. Abermals zwei Marschälle. Hierauf der Oberhofmarschall von Haugwitz in zweispänniger Kutsche, der Kammerherr von Neitschütz in einem schwarzüberzogenen Einspänner, vierundfünfzig zweispännige Wagen, angefüllt mit Kavalieren und Hofleuten; endlich zum Schlusse sechs Lakaien mit Fackeln.

Alle Glocken der Stadt begannen zu läuten, sowie die Procession sich in Bewegung setzte. Bei ihrem Vorüberkommen präsentirten die Bürger das Gewehr. Sie ging über den Neumarkt und von da durch die große Frauengasse und die große Brüdergasse in die Sophienkirche. Hier wurde der Sarg vor dem Altar niedergesetzt, um unter Choralgesang „eingesegnet“ zu werden. Dies geschehen, wurde er in das Gruftgewölbe hinter dem Altar gebracht, wo verschiedene Mitglieder der kurfürstlichen Familie bestattet worden waren.

Und wem zu Ehren wurde denn dieser Begräbnißprunk aufgewendet? Wer war die Todte, welche man so pomphaft in eine Fürstengruft geleitet hatte?

Eine Metze.

2.

Wollen wir Deutschen an der Geschichte unseres Landes Freude haben, so müssen wir uns vorzugsweise an die kulturhistorischen Kapitel derselben halten. In diesen treten die herrlichen Gaben und edlen Eigenschaften unseres Volkes leuchtend hervor: die hohe Intelligenz, die rege Phantasiethätigkeit, das reiche Gedankenleben, der stille Fleiß, die unermüdliche Arbeitslust, die pflichtbewusste Wirthschaftlichkeit und der strenge Ordnungssinn — alles durchzogen von jenem poetischen Hauche, welcher in dem vielverspotteten und doch einzigschönem Worte „Gemüth“ seinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Dieses Seelenvolle, dieses „Gemüthliche“ der deutschen Kulturarbeit war es auch, welches dieselbe über rassenhafte und nationale Beschränktheit hoch hinweggehoben und weit hinausgetragen und dem Deutschthum im Hochsinne seiner Bedeutung einen wesentlich weltbürgerlichen Charakter verliehen hat. Alle unsere wahrhaft großen Männer, unsere wirklichen Helden waren Weltbürger.

Zu solchen sie zu machen half allerdings auch der Anblick der einheimischen staatlichen Zustände. Wen hätte das Bild des Heiligen-Römischen-Reichsweichselzopfes nicht anwidern sollen? Statt in dem Krähwinkel der engen Heimat Philister zu sein, wollten denkende, wissende und fühlende Menschen in dem Idealstaate der weiten Welt Bürger werden. Aus der jammerhaften Knechtseligkeit deutschkleinstaatlicher Wirklichkeit retteten sich die Lessing und Kant, Göthe und Schiller in die Freiheit eines kosmopolitischen Wolkenkuckukheims.

Die Lesung der politischen Geschichte unseres Landes ist für einen Deutschen von Geist und Herz eine Marter. Falls der gute Abbé Grégoire diese Geschichte gekannt hätte, würde er seinen berühmten Spruch „L'histoire des rois est le martyrologe des peuples“ — zweifelsohne also ins Deutsche übersetzt haben: — Die Geschichte der deutschen

Staaten und Städtchen ist durchschnittlich nur die Skandalchronik der Laster und Frevel der deutschen Despoten und Despötchen. In den unendlichen Reihenfolgen von deutschen Fürsten und Fürstlein fällt das ermüdete Auge selten auf einen, auf dessen Person und Thun es mit Wohlgefallen ausruhen kann. Es ist denkwürdig, zu sehen und zu sagen, daß und wie in der Regel die guten Gaben, Vorzüge und Tugenden der deutschen Rasse auf den oberen und obersten Sprossen der socialen Leiter mehr und mehr, ja ganz und gar sich verloren haben. Dem dünkelhohlen und schamlosen Uebermuthe droben entsprach dann die niederzüchtige und schamlose Unterthänigkeit drunten. Zwischen diesen beiden Extremen mitteninne hielten sich in zwei unter sich wiederum scharf getrennten Abstufungen ein bettelhafter Hof- oder roher Krautjunkeradel und ein verkrähwinkeltes Spießbürgerthum.

Die sogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts hat auf das staatliche Leben Deutschlands keineswegs verjüngend und veredelnd eingewirkt. Das Lutherthum ist von seiner dogmatischen Fixirung an, welche etwa mit dem Aufenthalte seines Stifters auf der Wartburg zusammenfällt, eine Doktrin der Knechtschaffenheit gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein in der Wolle gefärbter Lutheraner kann niemals ein freier Mensch und Bürger werden. Die lutherische Bonzenschaft ist darum der Freiheit des Menschen und dem Selbstbestimmungsrechte der Völker noch gefährlicher als die römische. Die Muckerei entmenscht, entbürgert und versklavt die Leute noch viel nachhaltiger als der Ultramontanismus. Katholische Franzosen, Italiker, Spanier können vielleicht mit der Zeit Republikaner werden, preußische Stocklutheraner und schwäbische Pietisten niemals.

Eine Vergleichung der protestantischen Höfe des 16. und 17. Jahrhunderts mit den katholischen zeigt die Fabel von dem veredelnden Einfluß der Reformation sofort als solche auf. Hat es jemals einen jesuitischeren Politiker gegeben, als der „Hort des Protestantismus", Moriz von

Sachsen, einer gewesen ist? Seine Tochter Anna, welche der schweigsame Oranier zu heiraten so unglücklich war, machte sich als die größte Söfferin ihrer Zeit verrühmt. Die „alamodische" Ausländerei, das aus Sodom stammende „welsche" Laster, die rasende Vergeudung, das französische Maitressenwesen — alle diese Zuchtlosigkeit fand an den protestantischen Höfen Deutschlands noch früher Aufnahme und eifrigere Pflege als an den katholischen. Der Kurfürst Joachim der Zweite von Brandenburg war der erste deutsche Fürst, welcher die Kebsenwirthschaft schon ganz im Stile des „Hofes der Lilien" trieb. Am Hofe von Kassel ging um 1615 eine Lüderlichkeit im Schwange, welche mit teutonischer Rohheit parisische Raffinirtheit vereinigte. Eine geradezu schweinische Völlerei tobte etliche Jahre früher am Hofe des Kurfürsten Christian des Zweiten von Sachsen, den die Unzucht zum Krüppel gemacht hatte und der sich schließlich zu Tode soff. Am Hofe von Hannover nahm das Galanterie-Stück Graf von Königsmark und Kurprinzessin Sophia Dorothea im Jahre 1694 einen grausenhaften Ausgang. Wo blieb denn, darf man billig fragen, in alledem die aus der angeblichen „Vertiefung" des religiösen Sinnes entsprungene vielgepriesene „sittlichkräftigende" Wirkung der Reformation? Die Wahrheit ist, daß jeder Vorschritt zu einer vernunftgemäßeren Anschauung wie zu einer geläuterteren sittlichen Lebensführung dem protestantischen Christenthum ebenso tapfer abgekämpft werden mußte wie dem katholischen.

In demselben Jahre, wo im Schlosse von Hannover der Buhler der Kurprinzessin auf Betreiben der Maitresse des Kurfürsten (Gräfin von Platen) seine „galante" Laufbahn in einer Blutlache endigte, gab in Dresden das Ableben der kurfürstlichen Maitresse das Signal zum Ausbersten eines Skandals, welches ebensosehr die Sittenlosigkeit als den simpelhaften Afterglauben der vornehmen Kreise bloßlegte.

3.

Am 8. Februar von 1675 wurde dem Herrn Rudolf von Neitschütz von seiner Frau Ursula Margaretha von Haugwitz ein Töchterlein geboren, welches den Namen Magdalena Sibylle erhielt [1]). Die Kleine wuchs in Dresden auf und kam in Folge der Stellung ihres Vaters, welcher unter dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten Generalwachtmeister und Kommandant der Reitergarde war, von Kindheit an in häufige und vertrauliche Beziehungen zum Hof und zu den höfischen Kreisen. Der Herr von Neitschütz war allem nach ein Baron im lateinischen Sinne des Wortes und geht uns weiter nichts an, maßen er sich in das Listen- und Lüsteleben seines Weibes und seiner Tochter nicht gemischt hat [2]). Frau Ursula Margaretha dagegen ist eine Charakterfigur der aristokratischen Sittenverderbniß von damals. Galant, intrikant, kupplerisch und habsüchtig verband sie mit diesen Eigenschaften den rohesten Aberglauben. Selbstverständlich jedoch war sie, obzwar ein wahres Laster von Weib, geehrt und beschmeichelt, so lange ihre Glückstage währten, und ebenso selbstverständlich suchten sich die Menschen für die eigene Gemeinheit an ihr zu rächen, so-

---

1) C. Chr. Gretschel: Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, 1841 fg. Lettres historiques 1794. J. Fr. Klotzsch: Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte. 10. Bd. 1775. Büsching: Magazin für n. Historie und Geographie, Bd. 8, S. 461 fg. Hasche: Magazin, Bd. 3. Journal für Deutschland, Jahrg. 4, S. 304 fg. Schletter: Annalen der Kriminalrechtspflege, Jahr. 1849, Decemberheft. Bülau: Geheime Geschichte und räthselhafte Menschen, Bd. 3, S. 1 fg. Vehse: Geschichte der deutschen Höfe, Bd. 31.

2) Bei Büsching heißt er ein Mensch „von gar schlechten Qualitäten", welcher, was er geworden, durchaus nur dem Einflusse seiner Frau bei Hofe zu verdanken hatte. Anderwärts wird er ein „stattlicher Kavalier" genannt, welcher gut zu „courtisiren, zu turniren und zu bankettiren" verstand.

wie sie von der dem Mißgeschicke Verfallenen nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hatten. Dann machte sich der Klatsch in seiner ganzen Unerbittlichkeit über sie her und beschuldigte sie unter anderem auch, die Buhlerin des Kurfürsten Johann Georgs des Dritten gewesen zu sein und von diesem ihre Tochter Magdalene Sibylle empfangen zu haben — eine Beschuldigung, welche wohl nur aus der Begierde erfloß, die Skandalgeschichte dieser Tochter zu einer himmelschreienden zu superlativisiren, indem man die Kebse Johann Georgs des Vierten zu seiner Schwester machte.

Die junge Sibylle — (Billchen hieß sie in der Familie und wurde sie später auch von ihrem kurfürstlichen Liebhaber genannt) — wurde von ihrer Mutter ganz im Sinn oder Unsinn der französischen Galanterie erzogen, welche vom bourbonischen Hofe her ihre verpestenden Miasmen über Europa ausströmte. Das Resultat entsprach der Methode. In einem plastisch gebauten, wie zur Wollust geschaffenen, frühzeitig, ja vorzeitig entwickelten Körper eine leichte, lockere, lüsterne Seele, ohne alle höhere Bildung, nicht einmal des allergewöhnlichsten Liebebriefsstils mächtig, ganz ohne sittlichen Halt, gemeindenkend, nur auf materiellen Luxus und sinnliches Vergnügen gerichtet, war das dreizehnjährige Nichtkind eine vollendete Kokette, welche statt mit Puppen mit Liebhabern spielte und zwar — mit einem unserer mittelalterlichen Novellisten in Versen zu reden —

„als man in der werlde pflit
ze spielen mit der minne“.

Sibylle war schön, aber schön wie die Sünde. Ihre Schönheit war das Gegentheil der Mädchenhaftigkeit. Ihre Stirne war hübsch gebaut, aber man sah derselben leicht an, daß auf ihr niemals die „holde Scham“ gethront

„Mit jenem weichen Schmelz, der wie ein Duft von Rosen
Um keusche Mädchenstirnen fließt“ —

sondern diese Stirne trug den Stempel frecher Ueppigkeit und harmonirte vollständig mit den großen, wollüstig

schwimmenden Augen und mit den begehrlich geöffneten Lippen. Ueber dem ganzen Gesicht lag der Ausdruck geistiger Unkultur und Trägheit wie ein leichter Flor. Dieses Mädchen, welches nie Kind gewesen, konnte mit seinen üppigen Formen, mit seiner ganzen auf den Sinnenreiz angelegten Erscheinung für eine Verkörperung des Ideals einer Odaliske gelten. Der arme König Lear würde sie sicherlich sofort unter jene Weiber eingereiht haben, von welchen er, aus der gebundenen Redeweise in die ungebundenste überspringend, sagte:

„Down from the waist they are centaurs,
Though women all above:
But to the girdle do the gods inherit,
Beneath is all the fiends; there's hell, there's
darkness, there is the sulphurous pit, burning,
scalding, stench, consumption — fye, fye, fye!"

In welchem Rufe die fünfzehnjährige Sibylle stand, erhellt schon daraus, daß, als eines Tages auf dem Taschenberge der oberflächlich begrabene Leichnam eines neugeborenen Kindes gefunden wurde, die öffentliche Meinung von Dresden ganz allgemein das Fräulein von Neitschütz als die Mutter dieses unmittelbar vor oder nach der Geburt getödteten Kindes bezeichnete. Hinsichtlich des Vaters dieses angeblichen Jungfernkindes war man weniger einig, indem einige glaubten, der Monsieur Saladin, französischer Sprachlehrer Sibylle's, sei der Uebelthäter, andere dagegen behaupteten: „Nein, der Herr Oberst und Oberkriegskommissarius Klemm hat es gethan." Soviel ist gewiß, daß der letztgenannte Kavalier von den redseligen Dresdenern als derjenige bezeichnet wurde, welcher der dreizehn- oder vierzehnjährigen Sibylle etwas genommen habe, was einem mittelalterlichen Scholastiker zufolge der Herrgott selbst nicht wiederzugeben vermöge. Zwei andere Hofherren, der Oberhofmeister von Haxthausen und der Kammerjunker von Vitzthum, schienen sich mit ernsteren und ehrenhafteren Absichten dem Quasi-Fräulein nähern zu wollen. Mutter und Tochter unterließen auch nichts, diese Freier zu ermuthigen.

Jene ging sogar Hexer und Hexinnen um Rath an und verübte mit Hilfe derselben allerhand blödsinnig-zauberische Praktiken, um ihre Tochter ins harthausen'sche oder vitzthum'sche Ehebett zu befördern. Allein diesmal kleckte weder der Schönheitzauber der jungen noch der Hexenzauber der alten Neitschütz. Die Freier zogen sich zurück und den Grund hat wohl Bülau richtig angegeben in seiner Frage: „Widerte vielleicht die beiden Herren bei näherer Bekanntschaft das wollüstige Kind an und fürchteten sie, in Sibylle keine reine Gattin zu erhalten?"

Möglich ist aber auch, daß die beiden Höflinge einem Nebenbuhler, welcher nicht viel später dem Fräulein zu hofiren begann, keine Konkurrenz machen wollten, nämlich dem Kurprinzen Johann Georg. Sobald dieses Wild sich zeigte, gaben Mutter und Tochter die Jagd auf Harthausen und Vitzthum sofort auf und mitsammen rüsteten und richteten sie alle Netze, Fallen und Köder, über welche ausgelernte Koketterie und abgefeimte Kuppelei zu verfügen hatten.

4.

Die Jagd gelang, das Wild ging in die Falle und die beiden Jägerinnen trugen Sorge, die Beute festzuhalten.

Es ist nicht mit völliger Sicherheit zu bestimmen, wann die Leidenschaft für das üppige Mädchen den Kurprinzen zu besitzen angefangen hat. Denn förmlich besessen war der junge Mann von dem Zauber sinnlicher Reize, welche seiner eigenen starkausgeprägten Sinnlichkeit lockend entgegenkamen. Von seelischen Bezügen war in diesem ganzen Verhältniß, dessen Beginn in das Jahr 1688 zu setzen sein möchte, nie eine Spur. Die bildungslose, hohle Kokette konnte dem Prinzen nie etwas anderes sein denn

ein Lustinstrument. Er liebte Sibylle leidenschaftlich, wie — der Kater die Katze und der Spatz die Spätzin liebt. Wahrscheinlich wäre seine Verstrickung nie so weit gediehen, wie sie gedieh, wenn nicht die Kuppelkünste der alten Neitschütz sehr nachgeholfen hätten. Wenigstens sagte Johann Georg eines Tages zu seiner Maitresse: „Billchen, es wäre mit unserer Inklination nicht so weit kommen, wenn nicht deine Mutter gewesen; die ist kapable, einem alles zu überreden."

Die Verliebtheit des Prinzen war seinen Eltern sehr anstößig, namentlich seiner Mutter, der ehrbaren und frommen Kurfürstin Anna Sophie. Sibylle's Ruf war schon dermaßen zu Grunde gerichtet, daß, wie erzählt wird, sogar der Herzog Friedrich August an dem Verhältniß sich stieß und, um seinen Bruder zu ernüchtern, zu ihm sagte: „Sei kein Narr! Lass' dir kein X für ein U vormachen! Die hat schon mancher gehabt, z. B. ich selber." Indeß ist nicht eben wahrscheinlich, daß einer der ärgsten Unzüchtlinge, welche jemals gelebt, sich gedrungen gefühlt hätte, vor der Unzucht zu warnen. Dagegen ist sicher, daß mütterliche Besorgniß es zunächst noch über Unzucht und Kuppelei davontrug. Die Kurfürstin setzte es durch, daß der Kurprinz, um von der jungen Neitschütz abgezogen zu werden, vom Jahre 1689 an seinen Vater auf den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein begleiten mußte. Allein Johann Georg wurde dadurch von seinem Schaden nicht geheilt.

Das zeigte sich sofort, als der Prinz vom Sterbebette seines zu Tübingen im September 1691 von einer Lagerseuche weggerafften Vaters weg als Kurfürst nach Dresden zurückgekehrt war. Denn einer der ersten Regierungsakte Johann Georgs des Vierten ist gewesen, daß er ganz à la Louis XIV. die jetzt sechszehnjährige Neitschütz zu seiner Maitresse öffentlich erklärte, was in Sachsen, wo eine derartige Staatsaktion bislang noch nicht vorgekommen war, großes Aufsehen erregte, auch etliches Pamphletiren und Pasquilliren in den oberen, einiges fromme Gemurre in den unteren Gesellschaftschichten zur Folge hatte, selbst-

verständlich aber im übrigen hingenommen wurde als eine Schickung von Gottes Gnaden. Im Oktober geleitete die edle Mutter Neitschütz ihre nicht minder edle Tochter eines Abends ins Schloß, um Billchen dem Kurfürsten zu überliefern. Es steht aktenmäßig fest und ist von der Dame selber zugestanden, daß sie sich vor das Bett setzte, in welchem der Kurfürst mit Sibylle Hochzeit machte, und daß sie, bevor sie sich entfernte, das Lager „mit gemachten Kreuzen einsegnete“. So „sittlichend“ hatte das Lutherthum auf Frauen der vornehmen Welt gewirkt!

Natürlich machte die Frau Baronin nicht umsonst die Kupplerin, Zuführerin und Bettsegnerin. Ein kurfürstlicher Gnadenregen von Geschenken aller Art, Juwelen, Leibrenten, Häusern, Landgütern, Aemtern und Würden ergoß sich auf Sibylle und die ganze edle Familie. Der Kurfürst war auch eifrig darauf aus, die Schönheit seiner Favoritin den Leuten zu zeigen, und machte daher Sibylle zur Königin einer ganzen Reihe von glänzenden Festen. Da konnte die Eitelkeit der Dirne in den Huldigungen schwelgen, welche ihr von dem vornehmen Pack und Pöbel dargebracht wurden.

Doch spielte keineswegs der ganze Hof dieses Pack- und Pöbelspiel mit. Man war in Dresden des Skandals einer so frech offenkundigen Maitressenwirthschaft noch zu ungewohnt, um allgemein Gefallen daran zu finden. Auch regte sich gegen das Glück der Neitschütze heftiger Neid. Endlich hatte die Kurfürstin Mutter einen starken Anhang, welcher der Maitresse entgegenstand. Anna Sophia wähnte, mittels eines passenden Ehebundes würde ihr Sohn aus seiner buhlerischen Verstrickung zu lösen sein, und der Kurfürst ging auf nach dieser Richtung hin gewandte Weisungen und Bestrebungen seiner Mutter ein, woraus doch wohl geschlossen werden darf, daß ihn der Umgang mit Sibylle selber nicht ganz befriedigte. Er willigte in eine standesgemäße Heirat, allein die Diplomatie der Kurfürstin Mutter traf nicht die richtige Wahl, als sie zur Gemahlin des Kurfürsten die Prinzessin Eleonore Erdmuthe Luise von

Sachsen-Eisenach erkor, seit 1686 Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Anspach. Die Prinzessin war zwar keineswegs schon ganz verblüht, sondern noch hübsch genug, aber doch dreißigjährig und sechs Jahre älter als Johann Georg.

Trotzdem billigte dieser, durch das Zureden seiner Mutter bewogen und wohl auch verblüfft über die Symptome von Missbilligung, welche die Neitschützerei hervorgerufen, die ihm angesonnene Heirat und schien sogar entschlossen, mit Sibylle zu brechen und die Dirne mit einer Pension von 4000 Thalern abzulohnen. Noch mehr, er sprach von ihr als von einer „Kanaille“ und sagte, das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Taschenberge gefundene todte Kind möge wohl von dieser „Kanaille“ sein. So gestimmt und gesinnt begab sich der Kurfürst zu Anfang des Jahres 1692 nach Berlin, um sich mit der am dortigen Hofe lebenden Markgräfin-Witwe von Anspach zu verloben. Der Zauber schien also gebrochen.

5.

Aber er war es nicht.

Kaum von seiner Verlobungsfahrt nach Berlin zurückgekehrt, lag der Kurfürst abermals in den Fesseln Sibylle's und war die vor wenigen Wochen en canaille Behandelte wieder das „herzallerliebste Billchen“. Zieht man diesen schroffen Wechsel in Betracht und rechnet man dazu den dicken Aberglauben an Hexen und Zauberkünste, welcher in den niedrigsten wie in den höchsten Klassen grassirte, so ist leicht erklärlich, daß man von einer „Verzauberung“ des Kurfürsten zu munkeln begann; zumal es in Dresden nicht verhohlen war, daß Mama Neitschütz mit allerhand „geheimen Praktiken“ schon früher sich abgegeben hatte. Freilich blieb es

bei Lebzeiten des Kurfürsten beim bloßen Gemunkel und Gezischel.

Ebenso alt in den Künsten der Buhlerei, wie jung an Jahren, hatte Sibylle es dem sinnlichen Manne ganz und gar angethan, so daß er nicht mehr von ihr lassen konnte. Aber, um sich mit dem brandenburger Hofe nicht zu zerwerfen, wollte er auch sein Verlöbniß mit der Markgräfin-Witwe nicht brechen und das Heiratsgeschäft ging demzufolge fürbaß. Die fürstliche Braut kam im April nach Leipzig, der Kurfürst erwartete sie daselbst und gewiß ist es für die deutschen Fürstensitten von damals kennzeichnend, daß Johann Georg seine Kebse nach der genannten Stadt mitnahm und daß er neben der Neitschütz im Fenster stehend den Einzug der Prinzessin ansah. Wie unter sothanen Umständen der kurfürstliche Bräutigam seine prinzessliche Braut empfing, kann man sich unschwer vorstellen. Kühl, kalt, geradezu unhöflich und abstoßend. Falls dem Flunkerer Pöllnitz zu glauben wäre, hätte Johann Georg die arme Eleonore Erdmuthe Luise, welche eine schwere Sammetrobe trug, beim Empfange mit den Worten angerasselt: „Sie müssen wohl toll sein, daß Sie bei diesem heißen Wetter ein Kleid von Sammet tragen.“ Man glaubt die daneben stehende Kebse zu sehen, wie sie sich vor Lachen ausschüttet und sich kaum die Mühe gibt, dabei den Fächer vor den üppigen Mund zu halten.

Diesem Anfang entsprach der Fortgang der Sache. Am 27. April von 1692 erfolgte die Vermählung des Kurfürsten mit Eleonore Erdmuthe Luise zu Torgau, aber mit einer der Zeitsitte grell widersprechenden, für die Braut und ihre Verwandten geradezu beleidigenden Stille und Prunklosigkeit. So wollte es die Maitresse, welche überhaupt keinen Anlaß unbenützt ließ, zu zeigen, daß *sie* die eigentliche, wahre und wirkliche Herrin des Landesherrn sei, die Oberkurfürstin so zu sagen. Der Kurfürst versuchte nun zwar mit seiner Gemahlin als Ehemann zu leben, aber es ging nicht. Sein Kammerdiener Rousseau hat nachmals vor Gericht angegeben, der Kurfürst hätte öfter

geklagt, „es müßte ihm doch etwas gemacht worden oder im Bette sein, daß wenn er bei seiner Gemahlin bleiben wollte, ihm ganz übel und so angst würde, daß er darüber schwitzete, und wäre es auch nicht anders, als wenn ihn jemand bei dem Arm aus dem Bette rausreißen wollte und er sich übergeben sollte, und hielte diese Beschwerlichkeit so lange an, bis er wieder in sein Gemach käme" — allwo ihn, wohlverstanden, die Maitresse zu erwarten pflegte. Darin lag die „Verzauberung", welche den Fürsten aus dem Ehebette trieb, nicht darin, daß Mama Neitschütz, wie man ihr schuldgab, das Schlafzimmer der Kurfürstin heimlich mit einem „verdächtigen Rauchwerk" hatte ausräuchern lassen, um die Ehegatten „einander gram zu machen".

Daß diese würdige Mutter einer gleich würdigen Tochter derartige Zauberpossen wirklich trieb, untersteht jedoch keinem Zweifel. Die Frau Generalin — Herr von Neitschütz avancirte nämlich um der Verdienste willen, welche seine Tochter um den Landesherrn und folglich, maßen bekanntlich Fürstenwohl Volksglück ist, auch um das Land sich erwarb, zum Generalleutnant — die Frau Generalin stand ja mit Personen in Verbindung, welche aus dem Aberglauben ein Geschäft machten, d. h. auf die heilige Dummheit spekulirten. Neben dem Scharfrichter von Dresden, Melchior Vogel, erscheinen in dieser Bande als Traumdeuterinnen, Wahrsagerinnen, „Planetenleserinnen", Amuleteverfertigerinnen und Liebegiftköchinnen die „Hexe" Margarethe aus dem Spreewald, die Traum-Marie, die Burmeisterin, die Lindnerin, die Krappin und andere. Mit den Fabrikaten dieser Sippschaft war die kurfürstliche Maitresse versehen und behängt. Sie besaß „ein gewisses Pulver, so von solcher Kraft, daß, wenn man es einem auf dem Kopf streuete, derselbe nicht böse auf ihr sein konnte, welches Pulver aus einer Muskaten, so die Besitzerin dreimal verschlucket gehabt und durch sich gehen lassen, verfertiget war". Sibylle trug auch ein zauberkräftiges Armband „so aus des Kurfürsten Haaren gemachet gewesen". Ferner trug sie „auf der linken Brust in einem

kleinen güldenen Büchslein einen Liebesteufel, so Fränzel geheißen". Aber der rarste Talisman, welchen sie besaß, war doch ein „sonderliches Säckchen", welches sie in dem „Schubsacke des Unterrockes" mit sich führte und „worinnen, wie vermuthet, spiritus familiares" waren" [1]). In diesem „sonderlichen" Säckchen befanden sich „zwei Läpflein, deren eines von des Fräuleins Hemde, darinnen sie menstruo laboriret, das andere aber Kurfürstliche Durchlaucht beschwitzet und welche beide besagtes Fräulein nebst der Kuhlauin (ihrer Gesellschafterin) an einem Karfreitage in der Bartholomäikirche, die Liebe zwischen Sr. Kurfürstl. Durchlaucht und mehrbesagtem Fräulein feste zu machen, zusammengewickelt, in eine Schachtel versiegelt und heimlich, als man die Passion sang, auf den Altar gesetzet, um den Segen darüber sprechen zu lassen".

Solchen Zauberkünsten war gewiß schwer zu widerstehen, namentlich wenn man, wie der „verzauberte" Kurfürst that, an bedenklicher Gehirnschwäche laborirte. Es ist das im wörtlichen, im physischen Sinne zu nehmen; denn Johann Georg hatte im Sommer von 1692 ein Abenteuer bestanden, wodurch seine geistigen Kräfte beeinträchtigt worden. Ein Sturz vom Pferde nämlich hatte ihm eine Gehirnerschütterung zugezogen.

Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die Schwächung der Intelligenz und Willenskraft keineswegs auch eine Minderung der Sinnlichkeit zur Folge hat. Im Gegentheil, die letztere wird nur um so unbändiger, je mehr sie des geistigen Zügels ledig geworden. Johann Georg der Vierte lieferte hierfür einen traurigen Beweis,

---

1) Die Vorstellung vom „spiritus familiaris" ist nur eine Abart des Aberglaubens vom Alraun. Zusammenfassenden Aufschluß geben die Brüder Grimm in Nr. 84 und 85 der „Deutschen Sagen". Unsere größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshof, hat in ihrer poetischen Erzählung „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" diesen Volksglauben in genialster Weise behandelt (Gedichte 1844, S. 365 fg.). Es kennzeichnet das Verhalten unserer Zeit zur wirklichen Poesie, daß diese herrliche Dichtung so viel wie unbekannt geblieben ist.

indem er nach seinem gemeldeten Unfall ganz sklavisch dem Sinnenzauber sich fügte, welchen Sibylle von Neitschütz über ihn verhängte. Seit vollends das „Fräulein“ sich guter Hoffnung fühlte — welches Gefühl im Herbste von 1692 sich einstellte — schien der Kurfürst nur noch da zu sein, um die Gelüste und Wünsche der Kebse zu erfüllen.

Die Wünsche flogen jetzt hoch und immer höher, Mama Neitschütz aber lenkte und leitete den Flug. Als Johann Georg die frohe Botschaft vernahm, Billchen werde ihn zum Vater machen, kratzte er sich hinter den Ohren und äußerte gegen die Kammerjungfer der Maitresse, Elisabeth Nitschin, das Kind müßte heimlich geboren und auferzogen werden. Da fuhr aber die Frau Generalin dazwischen mit den Worten: „Ei, Herr Cheses, das wäre mir scheen! Ich gebe so ein Kind nicht der Kanaille in die Hände. Der Kurfürst soll es machen wie der König von Frankreich“. Sie meinte damit zweifelsohne, Johann Georg sollte es mit seinem zu erwartenden Bankert halten, wie Ludwig der Vierzehnte es mit seinen Bastarden hielt, welche ja ganz auf Prinzen- und Prinzessinnenfuß behandelt wurden. Oder auch schwebte ihr vor, daß der König von Frankreich seine letzte Maitresse, die glatte Schlange Maintenon, unlängst förmlich geheiratet hatte. „Der Kurfürst — sagte die würdige Mutter zu ihrer würdigen Tochter — muß dich vor seine Frau halten. Du mußt es ihm sagen. Er muß alles thun, was du haben willst: es ist nur um einen Sturm zu thun. Sonst werden die Leute dich vor seine Hure halten“.

6.

Der „Sturm“ wurde veranstaltet und that seine Wirkung. Zeitig im Jahre 1693 stellte der Kurfürst seinem geliebten Billchen eigenhändig ein Dokument aus, worin

er „kund und zu wissen" that, daß er seine Verbindung mit dem „Fräulein" für „eine rechte Ehe halte und erkenne", und weiterhin erklärte: „Sollte also Gott uns in solchem diesem Ehestand segnen, so bekenne frei vor männiglich, daß solche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten sein. Um aber keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechte Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben und allein diese meine Ehefrau Gräfin und sie Grafen genannt werden". Das Wunderlichste des wunderlichen Aktenstückes kam aber am Schlusse desselben zum Vorschein. Es hieß da nämlich: „Ich will mir ausgenommen haben, frei zu sein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Namen vom Kurfürst führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen, indem keineswegs in der heiligen Schrift zwei Weiber zu haben verboten, sondern Exempla anzuführen wären, worinnen es selber von unserer Kirche zugelassen."

Das Exempel, welches Johann Georg im Auge hatte, war die bekannte Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen, welche ja Luther und Melanchthon serviler Weise gebilligt hatten. Schade übrigens, daß der Kurfürst nicht 130 Jahre später lebte, zur Zeit, als der Gauner Joe Smith die Handschrift von Salomon Spauldings albernem Roman „The manuscript found" in die Mormonenbibel („Book of Mormon") umhumbugte[1]). Denn Johann Georg hätte einen richtigen Mormonen abgegeben.

Das Dokument, kraft dessen der Kurfürst das „Fräulein" von Neitschütz, mormonisch zu reden, sich „ansiegelte", wurde auf den 16. Oktober 1691 zurückdatirt — so 'ne kleine Fälschung kann Einen von Gottes Gnaden nicht sehr behelligen — damit die Neitschütz, falls die Zulässigkeit

1) Siehe das 1. Kapitel der trefflichen „Geschichte der Mormonen" von Moriz Busch, 1870.

einer Doppelehe nicht durchzuführen wäre, jedenfalls für die erste Gemahlin Johann Georgs, d. h. für die ihm zuerst angesiegelte gelten könnte. Zur gleichen Zeit erfolgte die in dem Aktenstücke schon angedeutete Standeserhöhung der Kebse, indem Kaiser Leopold der Erste auf Ansuchen des Kurfürsten für dieselbe ein Reichsgrafendiplom an- und ausfertigen ließ, kraft dessen sie zur Gräfin von Rochlitz gemacht wurde, wasmaßen — wie es in dem vom 4. Februar 1693 datirten Diplom hieß — „Kaiserliche Majestät die sichere Nachricht haben, wessgestalten gedachte Magdalene Sibylle Neitschützin aus altem adeligem Geschlechte entsprossen, welcher auch viel vornehme Familien in dem Heiligen Römischen Reich und Blutsfreundschaft verwandt seindt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geschweigen."

Der neugebackenen Gräfin wurde jetzt ein eigener Haushalt und Hofstaat eingerichtet und zwar in dem sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke, welches durch den „schwarzen Gang" mit dem Schloß in Verbindung stand. Eine Frau von Arnim diente der Kebse als Hofmeisterin, das Fräulein Agnes von Kuhlau als Gesellschaftsdame. Das Laster hat zu allen Zeiten nur vornehm zu sein gebraucht, um vornehme Lakaien und Mägde zu haben. Die Kunst geht nach Brot und der Adel nach Braten. Unterm 17. März von 1693 machte ein Erlaß des Kurfürsten sämmtlichen Behörden und angestammten Sachsen die Grafung seiner Beischläferin als ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß kund. Ueber was alles haben deutsche Unterthanen sich schon freuen müssen!

Die kaiserliche Gefälligkeit war eine kurfürstliche Gegengefälligkeit wohl werth. Im Mai des genannten Jahres trat Johann Georg der großen Allianz bei, welche Wilhelm der Dritte gegen Frankreich zuwegegebracht hatte. Der Kurfürst machte sich gegen Kaiser Leopold verbindlich, 12,000 Mann an den Rhein zu führen und er kam dieser Verbindlichkeit im Juni nach. Selbstverständlich nicht gratis; denn England gab ihm 400,000 Thaler Subsidien und ließ auch die Gräfin von Rochlitz hören, wie hübsch

englische Guineen klängen: — es flossen mehr als 40,000 Thaler aus der englischen Staatskasse in den „Schubsack" der Kebse, welcher nicht nur für „Zaubersäckchen" Platz hatte.

Die Allianz- und Subsidienverträge deutscher Reichsfürsten mit England waren schon damals nichts anderes als Menschenfleischlieferungstraktate; nur verstanden zu dieser Zeit die deutschen Fürsten das „Machen" in Menschenfleisch noch nicht so gut, wie es ihre Herren Nachfolger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstanden. Johann Georg der Vierte und seine zeitgenössischen Mithändler sind nur lausige Krämer gewesen, verglichen mit den großen Spekulanten, wie solche zur angegebenen Zeit thätig waren, insbesondere unter den drei Menschenfleischgroßhandelsfirmen: Landgraf von Hessen-Kassel, Herzog von Braunschweig und Herzog von Wirtemberg. Aber „Fürstenwohl ist Volksglück", und maßen sich's die Chefs der genannten Firmen und ihre Kompagnons wohl sein ließen, so wohl, daß sie mit den Gesellen in Auerbachs Keller singen konnten: „Uns ist ganz kanibalisch wohl" — so mußten folglich ihre getreuen Unterthanen glücklich sein. Wie glücklich, steht mit Höllenfeuerlettern in Schillers „Kabale und Liebe" geschrieben. Aber freilich, dieser Schiller gehörte trotz seiner klassischen Vornehmheit und vornehmen Klassicität im Grunde doch auch zu der nie genug zu verdammenden Rotte Gog, Ma- und Demagog, welche Altar und Thron unterwühlt. Ist ihm darum ganz recht geschehen, daß, als er nach einem Leben voll Arbeit und Sorge gestorben, nicht einmal so viel Geld im Hause war, um seinen Sarg zu bezahlen; ja, ganz recht, denn —

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz
Und hob es über Lump und Kompagnie
Hinweg, empor bis zu der Sterne Kreis!

7.

Die Kebse begleitete den Kurfürsten ins Feld, d. h. sie ließ in den rheinischen Städten ihren Luxus und ihren Uebermuth sehen. Nebenbei mochte es ihr rathsam erscheinen, den „verzauberten“ Mann nicht aus den Augen zu lassen. In Frankfurt a. M. gebar Sibylle im Juli von 1693 eine Tochter, welche später, reich ausgestattet, an einen polnischen Grafen Dunin verheiratet wurde. Nach beendigtem Feldzuge mit ihrem Unterhälter nach Dresden zurückgekehrt, musste die Gräfin mit nicht geringem Verdrusse wahrnehmen, daß ihr Wochenbett Folgen gehabt, welche ihre Gesundheit und, was noch schlimmer, ihre Schönheit zu zerstören drohten. Die Kränkelnde musste befürchten, daß zugleich mit ihren Reizen auch die „Verzauberung“ des Kurfürsten abnehmen würde, — eine Befürchtung, welche vollständig gerechtfertigt war bei einem Weibe, dessen Mittel nur sinnliche gewesen sind. Nicht ein einziger gewinnender Zug, nicht ein einziger anmuthiger Scherz, nicht ein einziges gutes Wort wird uns von der Kebse gemeldet. Odaliskenfleisch, Haremsfutter, sonst nichts, gar nichts.

Die alte Neitschütz erkannte die Gefahr und beschloß, einen großen Schlag zu thun. Die Konsequenzen des seltsamen Eheversprechens, welches dem Kurfürsten abgelistet worden, sollten jetzt gezogen werden. Man steuerte darauf los, daß Johann Georg seine „Doppelehe“ förmlich und feierlich anerkennen sollte. Wäre Sibylle erst als Neben- oder Hauptkurfürstin anerkannt, so könnte man der Verblühten nicht nur so ohne weiteres den Laufpaß geben. Die Kreaturen der Neitschützerei wurden angewiesen, in dieser Richtung thätig zu sein. In der Vorderreihe dieser Kreaturen durfte natürlich auch ein Bonze nicht fehlen, der erst neuerlich zum Superintendenten von Pirna ernannte Johann David Schwerdtner, welcher auch den kurfürstlichen Bankert zu Frankfurt getauft hatte. Diesem Ehrwürdigen

wurde die Urheberschaft eines im Ungeschmacke der Zeit zubereiteten Fühlers zugeschrieben, welcher zur Sondirung der öffentlichen Meinung erschien unter dem Titel: „Liebe zwischen Prinz Herzmuthen, Prinzen in Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drei Reimschaften, worinne die Theonilde dem Fürsten in Albinien ihre Liebe anträgt, worauf der durchlauchtigste Prinz Herzmuth, auf geschehenen Vortrag an seine Gemahlin, eingehet und die durchlauchtigste Prinzessin Patientia Victrix diesfalls selbst entschuldiget. Wobei zugleich von der Frage, ob das viele Weibernehmen zu gestatten? gehandelt wird". Die Allegorie dieser im Bombast- und Lascivstil eines Hofmannswaldau oder Lohenstein gehaltenen Reimerei war so handgreiflich, daß jedermann in dem Prinzen Herzmuth den Kurfürsten, in der Prinzessin Patientia die Kurfürstin und in Theonilde die Sibylle Neitschütz erkennen mußte. Was für rohe Naturlaute dazumal selbst im feinsten Hofton mitunterliefen, erfährt man, wenn an einer Stelle das zarte Fräulein Theonilde ausruft:

„Ach, warum kann ich nicht verrecken und erbleichen?"

und eine echt lutherisch-knechtschaffene Politik predigt aus den Versen:

„Es darf sich auch der Prinz nicht vor Gesetzen scheuen;
Er ist aus Fürstenblut, so Rechte brechen darf" —

allein seltsamer Weise zieht der unterthänige Reimer aus seinen Prämissen nicht ganz die entsprechenden Schlüsse. Zwar betont er, daß ja in der Bibel die Fürsten angewiesen würden, „im Nothfall" zwei Weiber zugleich zu haben, aber er läßt dann doch wieder seinen Prinzen Herzmuth sagen, daß dieser von „Zweigemahlschaft" nichts wissen wolle. Die Prinzessin Patientia sperrt sich anfänglich heftig gegen eine Mitprinzessin und meint, die „geile Brunst" des Prinzen würde wohl vorübergehen. Sie entschuldigt auch diese Brunst mit den Worten:

„Mein Prinz kann nichts dafür, er liebte mich von Herzen,
Wenn nicht ein Zaubergeist an seiner Seite hing". —

in welcher Wendung man später eine sehr bedenkliche Andeutung finden wollte. Schließlich indeß unterwirft sich, ob auch nur mit halben Worten, die gute Patientia der alttestamentlichen Ansicht, welche ihr Herr Gemahl über Liebe und Ehe hat.

In der Wirklichkeit erging es der Patientia-Eleonore Erdmuthe Luise zu jener Zeit schlimm und immer schlimmer. Die ganze neitschützische Blase machenschaftete gegen die arme Fürstin und reizte den willenlosen Kurfürsten gegen sie auf. In Folge dessen fanden bei Hofe sehr hässliche Auftritte statt. Bei einem derselben, welcher im Februar von 1694 im Schlosse Pillnitz spielte, benahm sich Johann Georg ganz wild und wüst gegen seine Gemahlin. Es war damals die Rede davon, die Kurfürstin nach Freiberg zu verbannen, oder gar, sie einzuthürmen.

Sibylle und ihre Mutter fassten zu jener Zeit ernstlich den Gedanken ins Auge, der Kurfürst müsste sich, da eine alttestamentliche „Zweigemahlschaft“ sich doch nicht wohl verwirklichen ließ, von seiner Gemahlin scheiden lassen, um seine Maitresse in aller Form zur Kurfürstin zu machen. Die alte Neitschütz bildete sich ein, diese Erhebung würde leichter zu bewerkstelligen sein, so ihre Tochter statt Gräfin Fürstin hieße, und ließ daher durch ihren Schwiegersohn, den Geheimrath von Beichling, am kaiserlichen Hofe die Erhebung der Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürstenstand betreiben. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, soll der Unterhändler in der wiener Hofburg insinuirt haben, die Gräfin würde ihre Fürstinkrone mit ihrem Uebertritt zum Katholicismus bezahlen und auch den Kurfürsten in die alleinseligmachende Kirche nachziehen. Aber auch das half nicht. Der Kaiser Leopold fand das Begehren der Metze unverschämt und wies, seine habsburgische Unterlippe noch bedeutend weiter als sonst herunterhängen lassend, dasselbe zurück mit den unwirschen Worten: „Was Fürstin, Fürstin! Kursachsen hat Fürstin genug an seiner preiswürdigen Gemahlin!“

8.

Das Tröstliche an den irdischen Dingen ist ihre Dauerlosigkeit. Die menschliche Thorheit und Niedertracht werden nur dadurch erträglich, daß sie in ewiger Metamorphose begriffen sind. Dummheit, Gemeinheit und Bosheit bleiben ihrem Wesen nach allerdings ewig dieselben, aber sie wechseln unaufhörlich Formen und Farben und dieser tausend- und hunderttausendfache Formen- und Farbenwechsel macht die „Tragicomoedia humana" genießbar. Schon der bloße Gedanke, daß die große Posse immer die gleiche und die Komödianten stets dieselben sein könnten, muß Grauen und Entsetzen erregen. Die fortwährenden Verwandelungen der Scene, die rastlosen Aenderungen der Dekorationen, der Kostüme, der Mimik und der Deklamation sie bringen immer wieder die wohlthätige Illusion hervor, das Stück sei ein neues. Oberregisseur Tod sorgt auch in der Regel für einen zeitigen Aktschluß, bevor Neugier und Verwunderung der Langweile platzgemacht haben. In der Regel! Denn der Ausnahmen sind viele. Komödianten, welche weltgeschichtliche Rollen tragiren, pflegen sich um so länger auf der Bühne zu halten, je größer der Frevel ist, welcher sie hinaufgehoben hat. Verbrecher wie der vom 18. Brumaire 1799 und der vom 2. December 1851 gastiren lange. Natürlich! Menschen und Völker ertragen aus innerster Wahlverwandtschaft das Lügenhafte, Gemeine und Böse viel lieber und länger als das Wahrhafte, Edle und Gute. Wer Macht über Menschen erlangen will, darf nicht auf die guten Instinkte und Regungen derselben, sondern muß auf ihre Laster und Leidenschaften spekuliren. Er muß, wie die Bonaparte es thaten, die menschliche Selbstsucht in ihrer gemeinsten Form zum einzigen Werthmesser der Ideen und Erscheinungen machen. . . .

Die niedrige Hofposse „Der verzauberte Kurfürst" spielte nicht lange. Man wähnte noch mitten im Stücke

zu sein, als der genannte Regisseur das Klingelzeichen zum Fallen des Vorhangs gab.

Die kurfürstliche Kebse kränkelte seit ihrem Wochenbette fortwährend, und weil die Aerzte zu unwissend waren, die Krankheit zu erkennen, oder auch weil sie zu lakaienhaft, um gerade herauszusagen, daß das frühzeitige Lasterleben Sibylle's ihre Gesundheit zerrüttet hätte, gaben sie geheimnißvolle Winke und Hindeutungen, der Patientin dürfte wohl etwas „Unrechtes“ beigebracht worden sein. Dieses Gemunkel verstieg sich bis zu der Infamie, nicht undeutlich die Kurfürstin zu bezichtigen, sie hätte ihrer Nebenbuhlerin Gift beibringen lassen. Sehr wahrscheinlich hat nur das rasche Hereinbrechen der Katastrophe die arme Eleonore Erdmuthe vor den schlimmen Folgen solcher Verleumdung bewahrt.

Im März von 1694 trat die Kränklichkeit der Kebse in eine Krisis: die Blattern brachen an ihr aus. Die Krisis nahm aber keinen günstigen Verlauf, denn statt zur Reife zu gelangen, traten die Blattern zurück. Der Leib der Kranken bedeckte sich mit einer schwarzen Kruste, heftige Krämpfe schüttelten ihre Glieder und am 4. April starb sie, noch nicht zwanzigjährig.

Der Kurfürst, welcher während Sibylle's Krankheit ihr Zimmer kaum verlassen hatte, that wie ein Verzweifelnder. Er wollte sich auch von der todten Kebse nicht trennen, ließ für den Leichnam ein prächtiges „Castrum doloris“ herrichten, ordnete das prunkvolle, oben beschriebene Leichenbegängniß an, geleitete die Geliebte selber zu ihrer Gruft und verübte folgende Grabschrift für sie: — „Hier ruhet in Gott die hoch- und wohlgeborene Frau Magdalene Sibylle, des Heiligen Römischen Reiches Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, Eines Kindes Mutter, ihres Fürsten Unterthanin, auch ihme doch gleich war, indem Sie von ihme ehelich geliebt wurde. Weil sie nun jung an Jahren, auch angenehmer Gestalt, also war Sie mit anständigen Sitten und mit Tugenden begabt, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Noth-

dürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, jedermann mit Freundschaft und Gutthat gewogen, dahero Sie vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Person zurückgelassen hat. Sie ist geboren den 8. Februar 1675, starb den 4. April 1694, hat also gelebet 19 Jahre. So lebe denn ewig wohl und auch in deinem Erlöser, o wertheste Seele!"

Dieser Nachruf, welcher die „Verzauberung" Johann Georgs in ihrem ganzen Umfange widerspiegelte, mußte den Spott herausfordern. Es erschien auch wirklich eine Travestie der Grabschrift, welche witzig genug, aber freilich zu „galant" lautete, um heute noch druckbar zu sein.

Allzu tief muß aber das Herzeleid des Kurfürsten doch wohl nicht gewesen sein. Denn sonst hätte er nicht zugelassen, daß seine Quasi-Schwiegermutter ihn auf eine Manier tröstete, wie wohl niemals wieder eine Schwiegermutter ihren Eidam getröstet hat. Mama Neitschütz kam nämlich auf den sinnreichen Einfall, ihrem „Herrn Sohn", wie sie den Kurfürsten zu nennen pflegte, über seinen Verlust dadurch hinwegzuhelfen, daß sie ihm denselben zu ersetzen suchte. Zum Surrogat für ihre verstorbene Tochter ersah sie das Gesellschaftsfräulein derselben, Agnes von Kuhlau, und dieses edle Frauenzimmer ließ sich, obgleich mit einem Herrn von Ponikau verlobt, zur Uebernahme der Surrogatrolle bereitwillig finden. So bereitwillig, daß sie zur Elisabeth Nitschin sagte: „Ach, wenn Sie mir doch etwas geben könnte, daß der Kurfürst mich liebete." Mama Neitschütz führte die Vice-Maitresse selber in das kurfürstliche Gemach und sprach, wie in den Akten steht, dem Herrn Sohn also zu: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden doch um meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden. Sie müssen es machen wie der Oberst Malzahn, welcher den dritten Tag nach seiner Gemahlin Tod mit seiner Hausjungfer zu thun gehabt. So kann es doch nicht dauern, gnädigster Herr. Schlafen Sie bei der Kuhlauin; es ist Ihnen viel gesünder."

Was die Vettel mit dieser Kuppelei wollte, ist hand-

greiflich. Aber ihr schamloser Kalkul ging fehl, denn der Hauptfaktor in demselben wurde baldigst durch den Tod ausgestrichen. Der Kurfürst hatte an dem Krankenbette Sibylle's das Blatterngift eingesogen. Die Krankheit brach auch bei ihm in heftigster Weise aus, ein nicht zu bewältigendes Fieber warf ihn nieder und am 27. April, also nur dreiundzwanzig Tage nach dem Hingange der Maitresse, war er eine Leiche. Er zählte noch nicht volle sechsundzwanzig Jahre.

9.

Finstere Gerüchte begleiteten den todten Kurfürsten in seine Gruft zu Freiberg.

In jener guten alten frommen Zeit war in Folge einer stupiden Kirchlichkeit und einer unsittlichen Politik die ganze Anschauungsweise der Menschen so verqueert und verdorben, daß kein Mann von vorragender Stellung plötzlich sterben konnte, ohne daß es geheißen hätte, er wäre „expedirt" worden. Die „Staatsraison" hatte seit dem Aufkommen der sogenannten „welschen Praktik", also seit nahezu 200 Jahren, Dolch und Giftphiole als Hauptargumente so häufig gehandhabt, daß man diese Argumente immer und überall wirksam glaubte.

Man raunte sich daher in Sachsen selbst und weitumher in Deutschland in die Ohren und deutete auch in schriftlichen Aufzeichnungen an, der frühzeitige Tod Johann Georgs des Vierten sei keineswegs den Blattern, sondern gewissen Personen vom sächsischen Adel und von der sächsischen Geistlichkeit auf Rechnung zu setzen. Der Adel hätte den Kurfürsten gehasst, weil dieser durch seinen Premierminister Hanns Adam von Schöning ein auf die adeligen Anmaßungen wenig oder keine Rücksicht nehmendes bureaukratisches Regiment im Lande ein- und durchführen ließ; die

lutherische Orthodoxie aber sei dem Kurfürsten gram gewesen, weil sie gefürchtet hätte, derselbe würde sie durch seine Kebse katholisch machen lassen. Daß die Junker und Pfaffen gegen Johann Georg übelgesinnt gewesen, mag ganz wahr sein; allein für die Sage, daß sie ihn „expedirt" hätten, lässt sich nicht der Schatten einer Spur von aktenmäßigem Beweise beibringen.

Ein anderes Gerücht, welches um die Gruft des Kurfürsten her nicht leise flüsterte, sondern laut schrie, fasste sich in den populär-aftergläubischen Satz zusammen: „Sie hat ihn ins Grab nachgezogen." War es doch schon bei Lebzeiten Johann Georgs und seiner Maitresse allgemeiner und bis in die obersten Gesellschaftschichten hinaufreichender Volksglaube gewesen, daß die junge Neitschütz mit Hilfe der alten den Fürsten „behext" hätte, und dieser Volksglaube hatte sich auf das stützen können, was von den früher erwähnten Verbindungen der Generalin mit „unheimlichen" Leuten bekannt geworden. Jetzt hieß es, die dem Kurfürsten angethane „Verzauberung" hätte über den Tod der Kebse hinaus fortgewirkt und den Verzauberten der Todten ins Grab nachziehen müssen, insbesondere darum, weil der Neitschütz ein aus den Haaren ihres Liebhabers geflochtenes Armband, sowie ein Bild Johann Georgs in den Sarg mitgegeben worden seien.

Die Klätscherin „Oeffentliche Meinung", in 99 von 100 Fällen so urtheilslos und boshaft, wie nur irgendein Waschweib es sein kann, schrie um so lauter nach einer Untersuchung, nach einer Hexenprocedur, als diese Forderung der volksdümmlichen Religiosität bedeutend verstärkt und befeuert wurde durch die Begierde der Hofklike, das Glück der todten jungen Neitschütz an der überlebenden alten zu rächen.

Des kinderlosen Kurfürsten Bruder und Nachfolger Friedrich August war ein so starker Mann, daß er Hufeisen mit den Fingern zerbrechen konnte und angeblich dreihundert und etliche fünfzig Bankerte in die Welt gesetzt hat. Aber seine Stärke lag in den Muskeln und Lenden, nicht im Gehirn.

Dennoch ist er schwerlich so dumm gewesen, an die Verzauberung und Zutodehexung seines Bruders zu glauben. Er willigte aber in die Forderung der öffentlichen Meinung, d. h. in die Processirung der alten Neitschütz und ihrer Helfershelfer und Handlangerinnen, weil ihm weder an jener noch an diesen etwas gelegen war, auch weil seine Mutter, die alte Kurfürstin, die Anstrengung des Processes verlangte und endlich weil — was wohl das schwerstwiegende Motiv — der vollgesogene neitschützische Reichthümerschwamm auf solche Manier am bequemsten in die kurfürstliche Kasse auszudrücken war.

Diese fiskalische Manipulation ist denn auch das Hauptresultat der Hexenprocedur gewesen, welche mit zahlreichen Verhaftungen und mit der am 30. April, also nur sechs Tage nach dem Ableben des Kurfürsten vorgenommenen Ausgruftung und Untersuchung von Sibylle's Leichnam begann. Nachdem man der Todten das mit Diamanten geschmückte Portrait Johann Georgs und das „verdächtige“ Armband abgenommen hatte, wurde sie nicht wieder in der Sophienkirche beigesetzt, sondern ohne Umstände irgendwo eingelocht. Der Proceß spann sich lange hin und gestaltete sich nicht dem Buchstaben, aber dem Sinne nach zu einer Bestätigung des uralten und ewigjungen Sprichworts: „Die kleinen Schelme henkt man und die großen läßt man laufen.“ Die Werkzeuge nämlich, deren sich Mama Neitschütz bei ihren Ränken und ihren Zauberschwänken bedient hatte, kamen schlecht weg. Im Januar mußten die Traum-Marie, nachdem sie den dritten Foltergrad ausgehalten, sowie die Kammerfrau der Generalin und ihr Mann mitsammen am Pranger stehen. Während des folgenden Monats starben der Scharfrichter Vogel und die „Hexe“ Margarethe an den Folgen der ausgestandenen Tortur im Gefängnisse. Der Sekretär Engelschall erhielt den Staupbesen. Der Surrogat-Kuhlau gestattete man, daß sie sich geschickt herauslog. Die alte Neitschütz setzte allen gegen sie erhobenen Anklagen ein standhaftes und konsequentes Leugnen entgegen. Es wurde gegen sie erkannt, daß „mit der peinlichen Frage und zwar

mit der Schärfe" gegen sie vorgegangen werden sollte; allein man kann nicht mit völliger Bestimmtheit sagen, ob und wieweit sie der Folter unterworfen worden, um ihr Geständnisse abzupressen. Wahrscheinlich jedoch ist, daß sie den ersten Torturgrad, die Daumenschrauben, zu fühlen bekommen hat, aber trotzdem bei ihrem Leugnen geblieben ist. Sie saß anderthalb Jahre lang in dem „Quatemberstübchen" des dresdener Rathhauses, Tag und Nacht von vier Mann bewacht. Dann schlug der Kurfürst den Proceß gegen sie nieder und man ließ die große Schelmin laufen. Sie ist auf dem ihrem Sohne Rudolf gehörigen Gute Gaussig bei Bautzen im Jahre 1713 gestorben. Auch den großen Schelm von Geheimrath und Kammerdirektor Ludwig Gebhart von Hoym, welcher die Gunst der beiden neitschützischen Damen zu Erpressungen und allerhand Geldschneidereien ausgenützt hatte, ließ August der Starke laufen, nachdem er dem für anderthalb Jahre auf dem Königstein Seßhaftgemachten von seinem Raube 200,000 Thaler abgezwackt hatte.

So thalermäßig modern-prosaisch endigte die romantische Historie vom verzauberten Kurfürsten.

Inhalt des vierten Bandes.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

